I. Jahrgang November-Dezember 1929 Heft 4

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich ÷ Herausgegeben von A. J. Storfer

Sigm. Freud: Das ozeanische Gefühl

Winterstein . Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang
Wittels . . . Die großen Hasser
Hitschmann . Hamsun und die Psychoanalyse
Reich . . . . . Die Psychoanalyse in Rußland
Zulliger . . . Hysterie und Verdrängung ethischer Regungen

Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse — „Eine ganze Nation besessen vom Ödipuskomplex" (Marcel Prévost) — Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose — „Aus ihrer Sünden Maienblüte ist die Psychoanalyse heraus" — Der Gegensatz von Arzt und Volk — Analytische Heilung und christliche Bekehrung — usw.

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

„Die psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen
(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen
(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11
Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Prag 79.385
Wien 71.633	Budapest 51.204
Zürich VIII, 11.479	Zagreb 40.900
Paris C 1100.95	Warszawa 191.256
s'Gravenhage 142.248	Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Abonnement 1930 (6 Hefte) Mark 10·—

Einbanddecken in Halbleder

zu dem mit diesem Hefte abgeschlossenen I. Jahrgang (1929) können zum Preise von M. 3·20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Die psychoanalytische Bewegung

I. Jahrgang November-Dezember 1929 Heft 4

Das ozeanische Gefühl

Von

Sigm. Freud

Anfangs Januar erscheint im Internationalen Psychoanalytischen Verlag unter dem Titel „Das Unbehagen in der Kultur" eine neue Schrift von Sigm. Freud. Das erste Kapitel dieses neuen Buches bringen wir hier zum Vorabdruck.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Menschen gemeinhin mit falschen Maßstäben messen, Macht, Erfolg und Reichtum für sich anstreben und bei anderen bewundern, die wahren Werte des Lebens aber unterschätzen. Und doch ist man bei jedem solchen allgemeinen Urteil in Gefahr, an die Buntheit der Menschenwelt und ihres seelischen Lebens zu vergessen. Es gibt einzelne Männer, denen sich die Verehrung ihrer Zeitgenossen nicht versagt, obwohl ihre Größe auf Eigenschaften und Leistungen ruht, die den Zielen und Idealen der Menge durchaus fremd sind. Man wird leicht annehmen wollen, daß es doch nur eine Minderzahl ist, welche diese großen Männer anerkennt, während die große Mehrheit nichts von ihnen wissen will. Aber es dürfte nicht so einfach zugehen, dank den Unstimmigkeiten zwischen dem Denken und dem Handeln der Menschen und der Vielstimmigkeit ihrer Wunschregungen.

Einer dieser ausgezeichneten Männer nennt sich in Briefen meinen

Freund. Ich hatte ihm meine kleine Schrift zugeschickt, welche die Religion als Illusion behandelt, und er antwortete, er wäre mit meinem Urteil über die Religion ganz einverstanden, bedauerte aber, daß ich die eigentliche Quelle der Religiosität nicht gewürdigt hätte. Diese sei ein besonderes Gefühl, das ihn selbst nie zu verlassen pflege, das er von vielen anderen bestätigt gefunden und bei Millionen Menschen voraussetzen dürfe. Ein Gefühl, das er die Empfindung der „Ewigkeit" nennen möchte, ein Gefühl wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam „Ozeanischem". Dies Gefühl sei eine rein subjektive Tatsache, kein Glaubenssatz; keine Zusicherung persönlicher Fortdauer knüpfe sich daran, aber es sei die Quelle der religiösen Energie, die von den verschiedenen Kirchen und Religionssystemen gefaßt, in bestimmte Kanäle geleitet und gewiß auch aufgezehrt werde. Nur auf Grund dieses ozeanischen Gefühls dürfe man sich religiös heißen, auch wenn man jeden Glauben und jede Illusion ablehne.

Diese Äußerung meines verehrten Freundes, der selbst einmal den Zauber der Illusion poetisch gewürdigt hat, brachte mir nicht geringe Schwierigkeiten. Ich selbst kann dies „ozeanische" Gefühl nicht in mir entdecken. Es ist nicht bequem, Gefühle wissenschaftlich zu bearbeiten. Man kann versuchen, ihre physiologischen Anzeichen zu beschreiben. Wo dies nicht angeht, — ich fürchte, auch das ozeanische Gefühl wird sich einer solchen Charakteristik entziehen, — bleibt doch nichts übrig, als sich an den Vorstellungsinhalt zu halten, der sich assoziativ am ehesten zum Gefühl gesellt. Habe ich meinen Freund richtig verstanden, so meint er dasselbe, was ein origineller und ziemlich absonderlicher Dichter seinem Helden als Trost vor dem freigewählten Tod mitgibt: „Aus dieser Welt können wir nicht fallen."[1] Also ein Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt. Ich möchte sagen, für mich hat dies eher den Charakter einer intellektuellen Einsicht, gewiß nicht ohne begleitenden Gefühlston, wie er aber auch bei anderen Denkakten von ähnlicher Tragweite

1) D. Chr. Grabbe: Hannibal: „Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin."

nicht fehlen wird. An meiner Person könnte ich mich von der primären Natur eines solchen Gefühls nicht überzeugen. Darum darf ich aber sein tatsächliches Vorkommen bei anderen nicht bestreiten. Es fragt sich nur, ob es richtig gedeutet wird und ob es als „*fons et origo*" aller religiösen Bedürfnisse anerkannt werden soll.

Ich habe nichts vorzubringen, was die Lösung dieses Problems entscheidend beeinflussen würde. Die Idee, daß der Mensch durch ein unmittelbares, von Anfang an hierauf gerichtetes Gefühl Kunde von seinem Zusammenhang mit der Umwelt erhalten sollte, klingt so fremdartig, fügt sich so übel in das Gewebe unserer Psychologie, daß eine psychoanalytische, d. i. genetische Ableitung eines solchen Gefühls versucht werden darf. Dann stellt sich uns folgender Gedankengang zur Verfügung: Normalerweise ist uns nichts gesicherter als das Gefühl unseres Selbst, unseres eigenen Ichs. Dies Ich erscheint uns selbständig, einheitlich, gegen alles andere gut abgesetzt. Daß dieser Anschein ein Trug ist, daß das Ich sich vielmehr nach innen ohne scharfe Grenze in ein unbewußt seelisches Wesen fortsetzt, das wir als Es bezeichnen, dem es gleichsam als Fassade dient, das hat uns erst die psychoanalytische Forschung gelehrt, die uns noch viele Auskünfte über das Verhältnis des Ichs zum Es schuldet. Aber nach außen wenigstens scheint das Ich klare und scharfe Grenzlinien zu behaupten. Nur in einem Zustand, einem außergewöhnlichen zwar, den man aber nicht als krankhaft verurteilen kann, wird es anders. Auf der Höhe der Verliebtheit droht die Grenze zwischen Ich und Objekt zu verschwimmen. Allen Zeugnissen der Sinne entgegen behauptet der Verliebte, daß Ich und Du Eines seien und ist bereit, sich, als ob es so wäre, zu benehmen. Was vorübergehend durch eine physiologische Funktion aufgehoben werden kann, muß natürlich auch durch krankhafte Vorgänge gestört werden können. Die Pathologie lehrt uns eine große Anzahl von Zuständen kennen, in denen die Abgrenzung des Ichs gegen die Außenwelt unsicher wird, oder die Grenzen wirklich unrichtig gezogen werden; Fälle, in denen uns Teile des eigenen Körpers, ja, Stücke des eigenen Seelenlebens, Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle wie

fremd und dem Ich nicht zugehörig erscheinen, andere, in denen man der Außenwelt zuschiebt, was offenbar im Ich entstanden ist und von ihm anerkannt werden sollte. Also ist auch das Ichgefühl Störungen unterworfen und die Ichgrenzen sind nicht beständig.

Eine weitere Überlegung sagt: Dies Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt.[1] Der Säugling sondert noch nicht sein Ich von einer Außenwelt als Quelle der auf ihn einströmenden Empfindungen. Er lernt es allmählich auf verschiedene Anregungen hin. Es muß ihm den stärksten Eindruck machen, daß manche der Erregungsquellen, in denen er später seine Körperorgane erkennen wird, ihm jederzeit Empfindungen zusenden können, während andere sich ihm zeitweise entziehen — darunter das Begehrteste: die Mutterbrust — und erst durch ein Hilfe heischendes Schreien herbeigeholt werden. Damit stellt sich dem Ich zuerst ein „Objekt" entgegen, als etwas, was sich „außerhalb" befindet und erst durch eine besondere Aktion in die Erscheinung gedrängt wird. Einen weiteren Antrieb zur Loslösung des Ichs von der Empfindungsmasse, also zur Anerkennung eines „Draußen", einer Außenwelt, geben die häufigen, vielfältigen, unvermeidlichen Schmerz- und Unlustempfindungen, die das unumschränkt herrschende Lustprinzip aufheben und vermeiden heißt. Es entsteht die Tendenz, alles, was Quelle solcher Unlust werden kann, vom Ich abzusondern, es nach außen zu werfen, ein reines Lust-Ich zu bilden, dem ein fremdes, drohendes Draußen gegenübersteht. Die Grenzen dieses primitiven Lust-Ichs können der Berichtigung durch die Erfahrung nicht entgehen. Manches, was man als lustspendend nicht aufgeben möchte, ist doch nicht Ich, ist Objekt, und manche Qual, die man hinausweisen will, erweist sich doch als unabtrennbar vom Ich, als innerer Her-

1) S. die zahlreichen Arbeiten über Ichentwicklung und Ichgefühl von Ferenczi, Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes (1913), bis zu den Beiträgen von P. Federn 1926, 27 und später.

kunft. Man lernt ein Verfahren kennen, wie man durch absichtliche Lenkung der Sinnestätigkeit und geeignete Muskelaktion Innerliches — dem Ich angehöriges — und Äußerliches — einer Außenwelt entstammendes — unterscheiden kann und tut damit den ersten Schritt zur Einsetzung des Realitätsprinzips, das die weitere Entwicklung beherrschen soll. Diese Unterscheidung dient natürlich der praktischen Absicht, sich der verspürten und der drohenden Unlustempfindungen zu erwehren. Daß das Ich zur Abwehr gewisser Unlusterregungen aus seinem Inneren keine anderen Methoden zur Anwendung bringt, als deren es sich gegen Unlust von Außen bedient, wird dann der Ausgangspunkt bedeutsamer krankhafter Störungen.

Auf solche Art löst sich also das Ich von der Außenwelt. Richtiger gesagt: Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab. Unser heutiges Ichgefühl ist also nur ein eingeschrumpfter Rest eines weitumfassenderen, ja, — eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entsprach. Wenn wir annehmen dürfen, daß dieses primäre Ichgefühl sich im Seelenleben vieler Menschen — in größerem oder geringerem Ausmaße — erhalten hat, so würde es sich dem enger und schärfer umgrenzten Ichgefühl der Reifezeit wie eine Art Gegenstück an die Seite stellen, und die zu ihm passenden Vorstellungsinhalte wären gerade die der Unbegrenztheit und der Verbundenheit mit dem All, dieselben, mit denen mein Freund das „ozeanische“ Gefühl erläutert. Haben wir aber ein Recht zur Annahme des Überlebens des Ursprünglichen neben dem Späteren, das aus ihm geworden ist?

Unzweifelhaft; ein solches Vorkommnis ist weder auf seelischem, noch auf anderen Gebieten befremdend. Für die Tierreihe halten wir an der Annahme fest, daß die höchstentwickelten Arten aus den niedrigsten hervorgegangen sind. Doch finden wir alle einfachen Lebensformen noch heute unter den Lebenden. Das Geschlecht der großen Saurier ist ausgestorben und hat den Säugetieren Platz gemacht, aber ein richtiger Vertreter dieses Geschlechts, das Krokodil,

lebt noch mit uns. Die Analogie mag zu entlegen sein, krankt auch an dem Umstand, daß die überlebenden niedrigen Arten zumeist nicht die richtigen Ahnen der heutigen, höher entwickelten sind. Die Zwischenglieder sind in der Regel ausgestorben und nur durch Rekonstruktion bekannt. Auf seelischem Gebiet hingegen ist die Erhaltung des Primitiven neben dem daraus entstandenen Umgewandelten so häufig, daß es sich erübrigt, es durch Beispiele zu beweisen. Meist ist dieses Vorkommen Folge einer Entwicklungsspaltung. Ein quantitativer Anteil einer Einstellung, einer Triebregung, ist unverändert erhalten geblieben, ein anderer hat die weitere Entwicklung erfahren.

Wir rühren hiermit an das allgemeinere Problem der Erhaltung im Psychischen, das kaum noch Bearbeitung gefunden hat, aber so reizvoll und bedeutsam ist, daß wir ihm auch bei unzureichendem Anlaß eine Weile Aufmerksamkeit schenken dürfen. Seitdem wir den Irrtum überwunden haben, daß das uns geläufige Vergessen eine Zerstörung der Gedächtnisspur, also eine Vernichtung bedeutet, neigen wir zu der entgegengesetzten Annahme, daß im Seelenleben nichts, was einmal gebildet wurde, untergehen kann, daß alles irgendwie erhalten bleibt und unter geeigneten Umständen, z. B. durch eine so weit reichende Regression wieder zum Vorschein gebracht werden kann. Man versuche sich durch einen Vergleich aus einem anderen Gebiet klar zu machen, was diese Annahme zum Inhalt hat. Wir greifen etwa die Entwicklung der Ewigen Stadt als Beispiel auf.[1] Historiker belehren uns, das älteste Rom war die Roma quadrata, eine umzäunte Ansiedlung auf dem Palatin. Dann folgte die Phase des Septimontium, eine Vereinigung der Niederlassungen auf den einzelnen Hügeln, darauf die Stadt, die durch die Servianische Mauer begrenzt wurde, und noch später, nach all den Umwandlungen der republikanischen und der frühen Kaiserzeit die Stadt, die Kaiser Aurelianus durch seine Mauern umschloß. Wir wollen die Wandlungen der Stadt nicht weiter verfolgen und uns fragen, was ein Besucher, den wir mit den voll-

1) Nach The Cambridge Ancient History, T. VII, 1928. „The founding of Rome" by Hugh Last.

kommensten historischen und topographischen Kenntnissen ausgestattet denken, im heutigen Rom von diesen frühen Stadien noch vorfinden mag. Die aurelianische Mauer wird er bis auf wenige Durchbrüche fast unverändert sehen. An einzelnen Stellen kann er Strecken des Servianischen Walles durch Ausgrabung zu Tage gefördert finden. Wenn er genug weiß, — mehr als die heutige Archäologie, — kann er vielleicht den ganzen Verlauf dieser Mauer und den Umriß der Roma quadrata ins Stadtbild einzeichnen. Von den Gebäuden, die einst diese alten Rahmen ausgefüllt haben, findet er nichts oder geringe Reste, denn sie bestehen nicht mehr. Das Äußerste, was ihm die beste Kenntnis des Roms der Republik leisten kann, wäre, daß er die Stellen anzugeben weiß, wo die Tempel und öffentlichen Gebäude dieser Zeit gestanden hatten. Was jetzt diese Stellen einnimmt, sind Ruinen, aber nicht ihrer selbst, sondern ihrer Erneuerungen aus späteren Zeiten nach Bränden und Zerstörungen. Es bedarf kaum noch einer besonderen Erwähnung, daß alle diese Überreste des alten Roms als Einsprengungen in das Gewirre einer Großstadt aus den letzten Jahrhunderten seit der Renaissance erscheinen. Manches Alte ist gewiß noch im Boden der Stadt oder unter ihren moderneren Bauwerken begraben. Dies ist die Art der Erhaltung des Vergangenen, die uns an historischen Städten wie Rom entgegentritt.

Nun machen wir die phantastische Annahme, Rom sei nicht eine menschliche Wohnstätte, sondern ein psychisches Wesen von ähnlich langer und reichhaltiger Vergangenheit. In dem also nichts, was einmal zustande gekommen war, untergegangen ist, in dem neben der letzten Entwicklungsphase auch alle früheren noch fortbestehen. Das würde für Rom also bedeuten, daß auf dem Palatin die Kaiserpaläste und das Septizonium des Septimius Severus sich noch zur alten Höhe erheben, daß die Engelsburg noch auf ihren Zinnen die schönen Statuen trägt, mit denen sie bis zur Gothenbelagerung geschmückt war, usw. Aber noch mehr: an der Stelle des Palazzo Caffarelli stünde wieder, ohne daß man dieses Gebäude abzutragen brauchte, der Tempel des Kapitolinischen Jupiter, und zwar dieser nicht nur in seiner

letzten Gestalt, wie ihn die Römer der Kaiserzeit sahen, sondern auch in seiner frühesten, als er noch etruskische Formen zeigte und mit tönernen Antifixen geziert war. Wo jetzt das Coliseo steht, könnten wir auch die verschwundene Domus aurea des Nero bewundern, auf dem Pantheonplatze fänden wir nicht nur das heutige Pantheon, wie es uns von Hadrian hinterlassen wurde, sondern auf demselben Grund auch den ursprünglichen Bau des M. Agrippa, ja, derselbe Boden trüge die Kirche Maria sopra Minerva und den alten Tempel, über dem sie gebaut ist. Und dabei brauchte es vielleicht nur eine Änderung der Blickrichtung oder des Standpunktes von seiten des Beobachters, um den einen oder den anderen Anblick hervorzurufen.

Es hat offenbar keinen Sinn, diese Phantasie weiter auszuspinnen, sie führt zu Unvorstellbarem, ja, zu Absurdem. Wenn wir das historische Nacheinander räumlich darstellen wollen, kann es nur durch ein Nebeneinander im Raum geschehen; derselbe Raum verträgt nicht zweierlei Ausfüllung. Unser Versuch scheint eine müßige Spielerei zu sein; er hat nur eine Rechtfertigung; er zeigt uns, wie weit wir davon entfernt sind, die Eigentümlichkeiten des seelischen Lebens durch anschauliche Darstellung zu bewältigen.

Zu einem Einwand sollten wir noch Stellung nehmen. Er fragt uns, warum wir gerade die Vergangenheit einer Stadt ausgewählt haben, um sie mit der seelischen Vergangenheit zu vergleichen. Die Annahme der Erhaltung alles Vergangenen gilt auch für das Seelenleben nur unter der Bedingung, daß das Organ der Psyche intakt geblieben ist, daß sein Gewebe nicht durch Trauma oder Entzündung gelitten hat. Zerstörende Einwirkungen, die man diesen Krankheitsursachen gleichstellen könnte, werden aber in der Geschichte keiner Stadt vermißt, auch wenn sie eine minder bewegte Vergangenheit gehabt hat als Rom, auch wenn sie, wie London, kaum je von einem Feind heimgesucht wurde. Die friedlichste Entwicklung einer Stadt schließt Demolierungen und Ersetzungen von Bauwerken ein, und darum ist die Stadt von vorneherein für einen solchen Vergleich mit einem seelischen Organismus ungeeignet.

Wir weichen diesem Einwand, wenden uns unter Verzicht auf eine eindrucksvolle Kontrastwirkung zu einem immerhin verwandteren Vergleichsobjekt, wie es der tierische oder menschliche Leib ist. Aber auch hier finden wir das nämliche. Die früheren Phasen der Entwicklung sind in keinem Sinn mehr erhalten, sie sind in den späteren, zu denen sie den Stoff geliefert haben, aufgegangen. Der Embryo läßt sich im Erwachsenen nicht nachweisen, die Thymusdrüse, die das Kind besaß, ist nach der Pubertät durch Bindegewebe ersetzt, aber selbst nicht mehr vorhanden; in den Röhrenknochen des reifen Mannes kann ich zwar den Umriß des kindlichen Knochens einzeichnen, aber dieser selbst ist vergangen, indem er sich streckte und verdickte, bis er seine endgültige Form erhielt. Es bleibt dabei, daß eine solche Erhaltung aller Vorstufen neben der Endgestaltung nur im Seelischen möglich ist, und daß wir nicht in der Lage sind, uns dies Vorkommen anschaulich zu machen.

Vielleicht gehen wir in dieser Annahme zu weit. Vielleicht sollten wir uns zu behaupten begnügen, daß das Vergangene im Seelenleben erhalten bleiben *kann*, nicht *notwendigerweise* zerstört werden muß. Es ist immerhin möglich, daß auch im Psychischen manches Alte — in der Norm oder ausnahmsweise — soweit verwischt oder aufgezehrt wird, daß es durch keinen Vorgang mehr wiederhergestellt und wiederbelebt werden kann, oder daß die Erhaltung allgemein an gewisse günstige Bedingungen geknüpft ist. Es ist möglich, aber wir wissen nichts darüber. Wir dürfen nur daran festhalten, daß die Erhaltung des Vergangenen im Seelenleben eher Regel als befremdliche Ausnahme ist.

Wenn wir so durchaus bereit sind, anzuerkennen, es gebe bei vielen Menschen ein „ozeanisches" Gefühl, und geneigt, es auf eine frühe Phase des Ichgefühls zurückzuführen, erhebt sich die weitere Frage, welchen Anspruch hat dieses Gefühl, als die Quelle der religiösen Bedürfnisse angesehen zu werden.

Mir erscheint dieser Anspruch nicht zwingend. Ein Gefühl kann doch nur dann eine Energiequelle sein, wenn es selbst der Ausdruck

eines starken Bedürfnisses ist. Für die religiösen Bedürfnisse scheint mir die Ableitung von der infantilen Hilflosigkeit und der durch sie geweckten Vatersehnsucht unabweisbar, zumal, da sich dies Gefühl nicht einfach aus dem kindlichen Leben fortsetzt, sondern durch die Angst vor der Übermacht des Schicksals dauernd erhalten wird. Ein ähnlich starkes Bedürfnis aus der Kindheit wie das nach dem Vaterschutz wüßte ich nicht anzugeben. Damit ist die Rolle des ozeanischen Gefühls, das etwa die Wiederherstellung des uneingeschränkten Narzißmus anstreben könnte, vom Vordergrund abgedrängt. Bis zum Gefühl der kindlichen Hilflosigkeit kann man den Ursprung der religiösen Einstellung in klaren Umrissen verfolgen. Es mag noch anderes dahinterstecken, aber das verhüllt einstweilen der Nebel.

Ich kann mir vorstellen, daß das ozeanische Gefühl nachträglich in Beziehungen zur Religion geraten ist. Dies Eins-sein mit dem All, was als Gedankeninhalt ihm zugehört, spricht uns ja an wie ein erster Versuch einer religiösen Tröstung, wie ein anderer Weg zur Ableugnung der Gefahr, die das Ich als von der Außenwelt drohend erkennt. Ich wiederhole das Bekenntnis, daß es mir sehr beschwerlich ist, mit diesen kaum faßbaren Größen zu arbeiten. Ein anderer meiner Freunde, den ein unstillbarer Wissensdrang zu den ungewöhnlichsten Experimenten getrieben und endlich zum Allwisser gemacht hat, versicherte mir, daß man in den Yogapraktiken durch Abwendung von der Außenwelt, durch Bindung der Aufmerksamkeit an körperliche Funktionen, durch besondere Weisen der Atmung tatsächlich neue Empfindungen und Allgemeingefühle in sich erwecken kann, die er als Regressionen zu uralten, längst überlagerten Zuständen des Seelenlebens auffassen will. Er sieht in ihnen eine sozusagen physiologische Begründung vieler Weisheiten der Mystik. Beziehungen zu manchen dunkeln Modifikationen des Seelenlebens wie Trance und Ekstase lägen hier nahe. Allein mich drängt es, auch einmal mit den Worten des Schillerschen Tauchers auszurufen: „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.“

Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang

Von Alfred Winterstein (Wien)

„Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort.“
Goethe: Der Musensohn.

Es blieb erst der Psychologie der letzten Jahrzehnte vorbehalten, die enge Beziehung zwischen Denken und Handeln aufzuzeigen. Auf die Wichtigkeit des motorischen Faktors, insbesondere für das schöpferische Denken, haben zuerst französische Forscher, wie Séailles, Bergson und namentlich Ribot, hingewiesen, nachdem Charcot die bekannten drei Vorstellungstypen des visuellen, akustischen und motorischen Menschen aufgestellt hatte. Bei diesem Typenunterschied handelt es sich freilich nur um ein sogar nicht einmal sehr beträchtliches Überwiegen der einen Vorstellungsart; so dürfte es auch — um hier nur von dem uns interessierenden *type moteur* zu sprechen — wirkliche Nichtmotoriker gar nicht geben (die motorischen Erlebnisse verlaufen eben nur unbewußt).[1]

Innerhalb der deutschen Wissenschaft hat dann vor allem R. Müller-Freienfels[2] die Bedeutung der affektiv-motorischen Vorgänge für den produktiven Denkprozeß betont und dem zentralen Begriff der Assoziationspsychologie, der „Vorstellung“, seinen Begriff der „Einstellung“ entgegengesetzt. Das Wesen des begrifflichen Denkens ist statt in Vorstellungen in Einstellungen zu suchen, das heißt, in Gefühlen und Tätigkeitsdispositionen. Das Denken ist ein reaktives, nicht rezeptives Phänomen, ein Handeln. Ziel- und Aktivitätsbewußtsein charakterisieren das zielstrebige Denken und die schöpferische Phantasie. Das Wissen ist ein dispositionelles Denken (nach W. Betz,[3] der eine ähnliche aktivistische Theorie vertritt, liegt das Wissen irgendwo zwischen reinen Einstellungen und Erinnerungsbildern); die Einstellung macht auch das Wesen des Verständnisses aus, das sich als eine von dem subjektiven Gefühl der Adäquatheit an die

1) „Aber ein ausschließlich visuelles Erfassen der Welt muß, wenn es überhaupt existieren sollte, nicht nur gefühlsärmer, sondern auch von geringerer intellektueller Deutlichkeit und Vollständigkeit sein, als eine Anschauung, die solche motorische Elemente in sich schließt“, urteilt Yrjö Hirn („Origins of art“, London 1900, p. 77 f.).

2) Das Denken und die Phantasie. 1916. — Psychologie der Kunst. 2. Aufl. 1923.

3) Psychologie des Denkens. Leipzig 1918.

Tendenz des zu Verstehenden begleitete Disposition zum Handeln darstellt, die sehr häufig wirkliche motorische Innervationen einschließt.

Den Zusammenhang zwischen begrifflichem Denken und Handeln[1] betont auch P. Schilder. Er schreibt darüber in seiner „Medizinischen Psychologie" (Berlin 1924, S. 137): „Begriffe sind ideelle Haftpunkte für das Handeln. Man kann das Wesen des Begriffes nicht verstehen, wenn man sich nicht klar macht, daß sie die Grundlage für mögliche Handlungen abgeben. Man sieht aber sogleich, daß gerade das Bedeutungserlebnis zum Handeln besonders enge Beziehungen haben muß. Handeln setzt etwas Umschriebenes, Klares, Straffes voraus. Das Erlebnis der Bedeutung ist eine Vorstufe zum Erlebnis des Wollens und Tuns, mit welcher Betrachtung natürlich die phänomenologische Selbständigkeit dieser Erlebnisformen nicht angetastet wird." Auch die Psychoanalyse vertritt eine ähnliche Auffassung. Sie bezeichnet das Denken als ein Probehandeln und läßt die Denkvorgänge (auch die Funktion der Aufmerksamkeit,[2] die nach Freud die Außenwelt periodisch „absucht" und den Sinneseindrücken „entgegengeht") sich näher dem motorischen als dem Wahrnehmungsende des psychischen Apparates abspielen.

Die Wichtigkeit des motorischen Faktors für das Denken erfährt auch eine Bestätigung durch die interessanten Versuche, die A. Flach (Über symbolische Schemata im produktiven Denkprozeß, Arch. f. d. ges. Psychol., 52. Bd. 1925) unternommen hat. Es gelang ihr, zuerst bei sich selber und dann bei anderen Versuchspersonen im Verlaufe des produktiven Denkens (nicht bloße Reproduktion eines fertigen Gedächtnisstoffes, Wissensaktualisierung) das Auftreten symbolischer Schemata festzustellen, an denen erst der Sinn des abstrakten Gedankengehaltes erfaßt wurde; abstrakte Beziehungen wurden hier in der Form von räumlichen und konkreten Relationen zum Bewußtsein gebracht. Das anschaulich gegebene Schema hat an sich keinen Sinn, keine Bedeutung, sondern nur Darstellungsfunktion und ist ohne den dazugehörigen Gedankengehalt unverständlich. Die meisten dieser Phantasiebilder haben nun einen deutlichen Aktcharakter; dem Motorischen scheint eine große Bedeutung für die Sinnerfassung zuzukommen.[3] Flach neigt zu der Auffassung, daß selbst dort, wo die Versuchspersonen

1) A. Stöhr erblickt gleichfalls im begrifflichen Denken ein reaktives Phänomen. Aus der Art, wie er seine Theorien anschaulich gemacht hat, kann man auf seine starke motorische Anlage schließen.

2) Die Aufmerksamkeit fördert auch in spezifischer Weise das motorische Vorstellen.

3) Nach W. Betz sind Gedanken gedachte funktionelle Vorgänge oder gedachte Haltungen. Gedanken sind wie die Vorgänge, die man aus einer Reihenfolge kinematographischer Aufnahmen macht. Ein Satz hat Sinn, soweit sich ein einigermaßen plausibler Vorgang daraus machen, ein ungefähres So-Verhalten darin finden läßt.

über keine motorischen Erlebnisse berichten können, motorische Impulse unbemerkt mitgewirkt haben dürften. Auf Grund unserer Annahme über die nahe Beziehung des Denkens zum Handeln werden wir ihrer Ansicht beipflichten müssen.

Ich gebe zwei Beispiele, die den motorischen Charakter klar erkennen lassen:

Nr. 17 „Chaos".

Aufgabe: „Was meinen wir, wenn wir von Chaos sprechen?"

Vp. macht eine wirbelnde Bewegung mit beiden Händen.[1]

Antwort: „So etwas. Eine vollkommen ungeordnete Masse jeder Art. Ich sehe ein Zusammenballen einer grauen Masse, wie wenn man Wolken zusammenballen würde. Wie wenn Gedärme sich durcheinanderschieben, große und kleine, dicke und dünne, das Ganze ist rund und kugelig, hat keine Ecken, ein großer Knödel, durch den sich das Ganze durchwurlt, grau verschieden belichtetes Grau, je nachdem die Teile dunkler oder heller, dicker oder dünner waren, abschattiert."

Nr. 24. „Demut."

Aufgabe: „Was meinen wir, wenn wir von Demut sprechen?"

Antwort: „Ein Zug im Nacken war sofort da. (Vp. neigt den Kopf nach abwärts.) Es ist ein Unterordnen, ohne sich das vorzuhalten, ob es berechtigt ist oder nicht. Aus einem gewissen, vielleicht spezifisch-fraulichen Gefühl, ohne daß man die Empfindung hätte, daß man sich dabei etwas vergibt." Vp. macht die entsprechende Bewegung, die sie gleich zu Anfang gemacht hat, und beschreibt sie: „Es ist ein Sichhinunterneigen und Sichhinneigen zugleich. Denn wenn ich mich hinunterneige und mich abdrehe, ist es nicht mehr Demut."

A. Flach hat auch darauf hingewiesen, daß im wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffensprozeß vielfach solche Schemata, durch die ein allgemeiner Sachverhalt symbolisiert wird, eine Rolle spielen, und als Beispiele aus der Literatur jene von dem Chemiker August von Kekulé berichteten Phänomene angeführt, auf Grund deren er zur Konzeption der Strukturtheorie und der Lehre vom Benzolring gelangte. Bei Gelegenheit der Festsitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Benzoltheorie schildert sie Kekulé in nachstehender Weise:

„Vielleicht ist es für Sie von Interesse, wenn ich durch höchst indiskrete Mitteilungen aus meinem geistigen Leben Ihnen darlege, wie ich zu einzelnen meiner Gedanken gekommen bin. Während meines Aufenthaltes in London wohnte ich längere Zeit in Clapham road in der Nähe des Common. Die Abende aber verbrachte ich vielfach bei meinem Freunde . . . in Islington, dem entgegengesetzten Ende der Riesenstadt. Wir sprachen da von mancherlei, am meisten aber von unserer lieben Chemie. An einem

---

1) Ich möchte in denjenigen Fällen, wo die abstrakte Bedeutung durch unsere Reaktion auf den Gegenstand bestimmt ist, von einer pragmatischen Sinnerfassung sprechen. In der pragmatischen Erfassung wird das motorische Element direkt aufbauend für den abstrakten Gedankengehalt" (Flach, S. 402).

schönen Sommertage fuhr ich wieder einmal mit dem letzten Omnibus durch die in dieser Zeit öden Straßen der sonst so belebten Weltstadt „outside“ auf dem Dach des Omnibus, wie immer. Ich versank in Träumereien. Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen, aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen. Heute sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere zwei kleinere umfaßten, noch größere drei und selbst vier der kleineren festhielten und wie sich alles im wirbelnden Reigen drehte. Ich sah, wie größere eine Reihe bildeten und nur an den Enden der Kette noch kleinere mitschleppten. Ich sah, was Altmeister Kopp ... in seiner „Molekularwelt“ uns in so reizender Weise schildert, aber ich sah es lange vor ihm ... ich verbrachte einen Teil der Nacht, um wenigstens Skizzen jener Traumgebilde zu Papier zu bringen. So entstand die Strukturtheorie.

Ähnlich ging es mit der Benzoltheorie. Während meines Aufenthaltes in Gent in Belgien bewohnte ich elegante Junggesellenzimmer in der Hauptstraße. Mein Arbeitszimmer aber lag nach einer engen Seitengasse und hatte während des Tages kein Licht ... Da saß ich und schrieb an meinem Lehrbuch, aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen. Kleinere Gruppen hielten sich diesmal bescheiden im Hintergrund. Mein geistiges Auge, durch wiederholte Gesichte ähnlicher Art geschärft, unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestaltung. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengefügt; alles in Bewegung, schlangenartig sich wendend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen. Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich; auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuarbeiten.“

R. Baerwald hat zwar in seiner Abhandlung „Zur Psychologie der Vorstellungstypen“ (Leipzig 1916, S. 437) bestritten, daß in der Eigentümlichkeit, das vorgestellte Objekt in Bewegung darzustellen, ein Kennzeichen begleitender motorischer Reproduktionen oder besonderer motorischer Anlage zu erblicken sei[1]; trotzdem meine ich im Einklange mit der Annahme A. Flachs, daß Kekulés Visionen auch deutliche motorische Elemente enthalten. In dieser Auffassung werde ich durch eine Studie „Symbolisches Denken in der chemischen Forschung“ (Imago, Bd. I, 1912) von Dr. Alfred Robitsek bestärkt, die den Inhalt dieser Traumbilder psychoanalytisch zu deuten versucht und der Aufmerksamkeit Flachs entgangen zu sein scheint. In der von Robitsek zur Gänze wiedergegebenen Rede des großen Chemikers spricht dieser von seinem „unwiderstehlichen Bedürfnis nach Anschaulichkeit“ (starke visuelle Begabung) und seinem zeichnerischen Talent, das seinen Vater auch ursprünglich veranlaßte, ihn für das Studium der Architektur zu bestimmen. Reproduktionen von

1) „Bewegungen werden uns ebensogut durch das Auge wie durch die kinästhetische Empfindung geboten, und da Bewegtes ein größeres Interesse zu wecken pflegt als Stillstehendes, so kann die Tendenz zur Bevorzugung der Reproduktion bewegter Objekte sich recht wohl auch bei rein oder vorwiegend Visuellem entwickeln.“ Das gefühlsmäßige Interesse wird aber eben durch die motorische Resonanz geweckt.

Bewegungs- und Stellungsempfindungen, die für die sachmotorische[1] Anlage charakteristisch sind, spielen aber, wie Baerwald selbst hervorhebt, der visuellen Vorstellung gegenüber nicht nur in der Plastik, sondern auch beim (farblosen) Zeichnen eine vorherrschende Rolle. In der ersten der beiden Visionen Kekulés findet sich auch ein Ausdruck, der auf eine Tendenz zu imitativen Bewegungen schließen läßt, die dem sachmotorischen Vorstellen eigentümlich ist. Es heißt dort: „Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen, aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegung zu erlauschen.“[2] Robitsek hat sich in feinsinniger Weise bemüht, die tieferen Wurzeln dieser bei dem Forscher stets wiederkehrenden Visualisationen latenter chemischer Gedanken aufzudecken; er nimmt an, daß der bewußte Wunsch, die Lösung des wissenschaftlichen Problems, zur Darstellung seiner Erfüllung anderes, unbewußtes Material, u. zw. bedeutsame Kindheitserinnerungen verwendet habe. Der Ringelreihen der Atome verwandelt sich für den Analytiker zurück in eine Szene aus der frühen Jugendzeit des Chemikers, als die Mutter mit ihren Kindern spielte und die größeren Geschwister die kleineren beim Tanzen an den Händen hielten. „Vielleicht“, bemerkt bezeichnenderweise Robitsek, „gelangten von den Kindheitserinnerungen nicht die Formen (der Erscheinungen), sondern nur die Art der Bewegungen als das Verbindende, als tertium comparationis zwischen Fernem und Aktuellem ins Traumbewußtsein.“ Wir werden hier auch auf den symbolischen Charakter vieler Bewegungsvorstellungen aufmerksam. Es ist eben, wie R. Müller-Freienfels in seiner „Psychologie der Kunst“ (S. 139) hervorhebt, für den motorischen Typus des Schaffenden charakteristisch, daß bereits dessen Apperzeptionsweise motorisch ist, daß sich ihm „der darzustellende Stoff gleichsam in ein Drama von motorischen Anstößen auseinanderlegt. Das wird sich z. B. so äußern, daß dem Dichter seine Gestalten nicht zuerst denkend und sprechend, sondern vor allem in Gesten und Gebärden handelnd in der Phantasie erscheinen, dem Musiker wird sich das ganze Werk vom Rhythmus aus aufbauen und dem Maler, soweit er nicht menschliche Gestalten in Bewegung darstellt, werden vor allem Linien, die den motorischen Apparat anregen, zu Erlebnis werden.“ Ribot (Essai sur l'imagination créatrice. 2. Aufl. Paris 1905) erblickt sogar das Wesentliche des schöpferischen Vorganges in dem motorischen Charakter der Bilder; diese Bewegungsvorstellungen im weiteren Sinne sind nun nicht bloß vorgestellte Be-

1) D. h. die Fähigkeit zur Reproduktion von Empfindungen solcher Körperbewegungen, die keinen sprachlichen Symbolwert haben (Bewegungen der Gliedmaßen, des Kopfes, des Rumpfes).

2) Von mir gesperrt.

wegungen, sondern sie enthalten auch rudimentäre Innervationen, die Empfindungen mit sich führen. Es ist ja in Wirklichkeit unmöglich, genau zu bestimmen, wo die motorische Vorstellung aufhört und die motorische Empfindung beginnt. Eine rein vorstellungsmotorische Anlage dürfte es kaum geben. „Die Vorstellung einer Bewegung ist eine Bewegung im Entstehen", behauptet Ribot.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, nochmals darauf hinzuweisen, daß unter Bewegungsvorstellungen kinästhetische Reproduktionen und nicht Gesichtsvorstellungen bewegter Objekte zu verstehen sind; ich glaube aber eben doch, daß auch bei der visuellen Art des Denkens dort, wo Bewegung und ausdrucksvolle Haltung der Phantasiefiguren eine Rolle spielen, der Schluß auf motorische Phänomene gestattet ist. Dies möchte ich zum Beispiel bei Otto Ludwig vermuten, der in seinen „Studien zum eigenen Schaffen" in einzigartiger Weise die Entwicklung seiner Dramen aus der Keimsituation geschildert hat:

„Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann sehe ich Gestalten, [1] eine oder mehrere in irgendeiner Stellung und Gebärdung für sich oder gegeneinander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder, genauer ausgedrückt, wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat... Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgendeiner pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stücke erfahre ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erstgesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Szenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat... Nun findet sich zu den Gebärden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein toter Buchstabe."

Ähnlich läßt sich der Dichter in seinen „Shakespeare-Studien" vernehmen: „Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte, entweder ein tiefes mildes Goldgelb, oder ein glühendes Carmoisin — in dieser Beleuchtung wurde allmählich eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll, eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts anderes als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, d. h. eine genau begrenzte lebendigste Anschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und mein Interesse sich daran verwirrten... Der Erbförster, die Judith und die Lea, auch selbst die Heiterethei schweb-

1) Man vergleiche hiemit, was Hebbel an die Prinzessin Wittgenstein schreibt (Briefwechsel, hrsg. von Bamberg II, 475): „Mir ist ein Drama im buchstäblichsten Sinne dasselbe, was einem Jäger eine Jagd ist; ich bereite mich so wenig darauf vor wie auf einen Traum und begreife nicht einmal, wie man das kann... Ich sehe Gestalten, mehr oder weniger hell beleuchtet, sei es nun im Dämmerlicht meiner Phantasie oder der Geschichte, und es reizt mich, sie festzuhalten wie der Maler; Kopf nach Kopf tritt hervor, und alles übrige findet sich hinzu, wenn ich es brauche."

ten mir in solchen Anschauungen vor . . . Beim Anhören einer Beethoven'schen Symphonie stand das Bild plötzlich vor mir, in glühend carmoisinem Licht, wie in bengalischer Beleuchtung, eine Gestalt, die mit ihrer Geberde im Widerspruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Tun sei. Das wurde mir erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Tätigkeit sich passiv verhielten."

Nur im Vorübergehen verweise ich auf das Otto Ludwig eigentümliche Farbenhören, das auch beim Lesen dichterischer Werke auftrat[1]; ob besondere Kindheitserlebnisse (erotischer Natur?) mit der konstitutionellen Eignung hier zusammentrafen, um diese Synästhesien zu fixieren, bleibt uns freilich verschlossen.[2] Übrigens erwähnt auch Flach, daß ihre Versuchspersonen vielfach über Synästhesien berichten. In einem unmittelbaren Zusammenhang mit motorischen Momenten scheint die musikalische Stimmung zu stehen, die den dichterischen Prozeß bei Otto Ludwig regelmäßig einleitet. Wir wissen auf Grund der Selbstbekenntnisse zahlreicher Dichter,[3] welchen Einfluß Musik auf ihr Schaffen ausübte. S. Rahmer (Aus der Werkstatt des dramatischen Genies. München 1906) ist sogar so weit gegangen, hierin eine gesetzmäßige Beziehung zu erblicken. Es dürfte sich in Wirklichkeit um folgende Verbindung handeln. Nach R. Baerwald hängt die empfindungsmotorische Anlage einmal von der Irradiabilität (Reflexerregbarkeit) ab, dann aber auch von der Stärke und Deutlichkeit der motorischen Reproduktionen, die ein Durchschlagen nach außen, eine Verwandlung in wirkliche Bewegungsansätze bewirken. Da nun die zweite Spielart der motorischen Anlage, die vorstellungsmotorische, gleichfalls auf einer hohen Ausbildung der kinästhetischen Reproduktion beruht, kann man ganz allgemein sagen: Gesteigerte Irradiabilität und motorische Ideation sind die beiden Grundlagen des motorischen Typus. Die Herabsetzung der Hemmungen und Widerstände, in der das Wesen der Irradiabilität besteht, wird aber nicht nur motorische Phänomene leichter auslösen, sondern auch den

1) „Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetze ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte geben, so habe ich ein gesättigt Goldgelb, ins Goldbraune spielend, wie Schiller, so habe ich ein strahlendes Carmoisin; bei Shakespeare ist jede Szene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück hat."

2) Siehe die Arbeiten von Bleuler (Zur Theorie der Sekundärempfindungen. Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane. 65. Bd. 1925), Hug-Hellmuth (Über Farbenhören. Imago I, 1912) und Pfister (Die Ursache der Farbenbegleitung bei akustischen Wahrnehmungen und das Wesen anderer Synästhesien. Imago I, 1912.)

3) Alfieri, Schiller, Kleist, Hebbel. Auch Hebbel hatte so wie O. Ludwig Gesichtserscheinungen: bei dem ersten Akt seiner Genoveva schwebte ihm die Farbe eines Herbstmorgens vor, beim Herodes vom Anfang bis zum Ende das brennendste Rot. Als er den Epilog zur Genoveva dichtete, habe er eine angeschossene Taube fliegen gesehen.

Ablauf der Assoziationen beschleunigen und die Phantasietätigkeit beflügeln. Weil die Musik — auch dadurch, daß sie lebhafte Affekte weckt — die Irradiabilität steigert, erscheint ihre inspiratorische Bedeutung für den dichterischen Produktionsprozeß verständlich. Freilich muß man zwischen den durch äußere Klangreize hervorgerufenen Empfindungen und Gefühlen und den bei Dichtern spontan auftretenden Tonvorstellungen oder musikalischen Stimmungen unterscheiden, die wohl assoziativ motorische Reproduktionen nach sich ziehen.

Die seit alter Zeit bekannte Wirkung der Musik als eines antimelancholischen Heilmittels (siehe auch meine Arbeit über „Dürers ‚Melancholie' im Lichte der Psychoanalyse", Wien 1929) erklärt sich aus den gleichen Voraussetzungen, da beim Melancholiker die motorische Erregbarkeit herabgesetzt und der Gedankenablauf gehemmt ist. Die Musik soll dann eben den Übergang zur manischen Phase durch Aufhebung der Widerstände erleichtern. Auch der Dichter scheint den dem narzisstisch-manischen Schaffensvorgang vorhergehenden Hemmungszustand wie eine melancholische Depression zu empfinden; mannigfache Klagen[1] der Künstler über die Zeiten, da die Produktion gänzlich schweigt, lassen dies deutlich erkennen. Ich komme in einem anderen Zusammenhange noch darauf zurück.

Gegen meine Auffassung, daß die Visionen Otto Ludwigs motorische Momente enthalten, scheint ein von Baerwald angeführtes charakteristisches Merkmal der motorischen Vorstellung zu sprechen: sie trägt den Stempel der Spontaneität im Gegensatze zu der Passivität der von ihr isolierten akustischen und visuellen Reproduktion. Der Spontaneitätscharakter der motorischen Vorstellung erklärt sich aus der besonders innigen Beziehung der zugrunde liegenden Bewegungsempfindung zum Ichgefühl oder zur „Ichliebe", wie Baerwald es auch nennt. Das Gegenteil der Spontaneität ist „Erleiden, Fremdheits- und Zwangscharakter eines Tuns." Nun sagt aber O. Ludwig ausdrücklich: „... dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält, und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat ..." und an der zweiten Stelle: „... wobei mein Wille und alle bewußte Tätigkeit sich passiv verhielten." Gerade die von O. Ludwig verwendeten Bezeichnungen lassen jedoch den Schluß zu, daß es sich hier um Bewegungen, allerdings um scheinbar passive, durch plötzliche Aufhebung von Verdrängungen entbundene, bewußtseinsfremde Bewegungen handelt, die das paradoxe, beängstigende Gefühl des Erleidens,

1) Journal des Goncourt II 35, Flaubert, Briefe, 38, 81, 117, Keller, Tagebücher, III, 169, 345, Grillparzer, Briefe und Tagebücher, 62, 95 (bei Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen, Leipzig 1907, S. 55 f.).

der Willenspassivität durch den Gegensatz zu dem der Bewegung an sich anhaftenden Ichgefühl hervorrufen. Würden bloß visuelle Vorstellungen im Denken des Dichters eine Rolle spielen, so würde er die Einstellung seines Ich vielleicht mit Worten wie „ruhig, unbeteiligt" charakterisieren, aber nicht ein peinlich empfundenes Gefühl der Unfreiheit zum Ausdruck bringen. Wenn Hebbel erzählt, daß er beim Dichten des Epiloges zur Genoveva eine angeschossene Taube fliegen gesehen habe, oder wenn Grillparzer[1] den Anblick des auf einem Titelkupfer in Bewegung dargestellten Kriegsgottes Mars als inspirationsweckend bei der Arbeit am „König Ottokar" empfand, so dürfen wir auch hier die Beteiligung motorischer Impulse am produktiven Prozeß vermuten. Bei Gabriele Reuter entwickeln sich nach ihrem eigenen Zeugnis („Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend". S. 282) die romanhaften Situationen auch aus gedachten Bewegungen ihrer Phantasiegestalten; von Turgeniew wird Ähnliches berichtet. In ihren „Études de psychologie sur les auteurs dramatiques" (L'année psychologique I, Paris 1895) haben A. Binet und J. Passy die Ergebnisse ihrer Umfrage bei verschiedenen französischen Dramatikern veröffentlicht; sie bestätigen durchaus meine Annahme hinsichtlich der Bedeutung des Motorischen für das dichterische Schaffen. Selbst dort, wo von Gehörsvorstellungen die Rede ist, scheinen Bewegungsansätze, nämlich Innervationen der Stimmbildungsorgane, eine Rolle zu spielen. Ein so ausgeprägt motorischer Typus wie Friedrich Nietzsche, der zudem ein glänzender Psychologe war, gebraucht zur Kennzeichnung seines Inspirationszustandes folgende charakteristischen Ausdrücke: „... die Stärke (scil. der Inspiration) als Herrschaftsgefühl in den Muskeln, als Geschmeidigkeit und Lust an der Bewegung, als Tanz, als Leichtigkeit und Presto ..." (Ecce homo) und an einer anderen Stelle: „... Eine Entzückung, deren ungeheuere Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird, ... ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt (die Länge, das Bedürfnis nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maß für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung)" (Aph. 800), Hiezu möchte ich nur bemerken, daß der Rhythmus seine Wirkungen eben

1) „Ich darf des Anteiles nicht vergessen, den ein Mars Moravicus in Folio, den ich mir als Quelle für den Ottokar beigelegt, auf das Zustandekommen jenes Durchbruchs allerdings genommen hat. Auf dem Titelblatte dieses mährischen Mars war nämlich der Kriegsgott in voller Rüstung ungefähr so abgebildet, wie ich mir die äußere Erscheinung Ottokars gedacht hatte. Die Figur reizte mich an, meine Gestalten nach innen zu werfen, und auch während der Arbeit kehrte ich jedesmal zu ihr zurück, so oft sich meine Bilder zu schwächen schienen" (Selbstbiographie).

auf dem Gebiete der motorischen Empfindungen und Vorstellungen entfaltet.

Von vielen produktiv Tätigen (nicht nur von Dichtern) liegen Zeugnisse vor, daß sie während des Schaffens eine rege Muskeltätigkeit entfalten (spazierengehen usw.). Hier schlagen die inneren Vorgänge infolge Herabsetzung der Hemmungen und Widerstände oder infolge allzu lebhafter motorischer Phantasie in äußere körperliche Bewegung über. Dies steht im Einklange mit der durch Umfrage erzielten Feststellung Baerwalds (S. 321 ff.), daß der motorische Mensch einen stark entwickelten Bewegungstrieb besitzt. Das Herumgehen kann aber auch umgekehrt den Zweck haben, innere (intellektuelle und affektive) Widerstände zu überwinden, dem manisch gefärbten Zustande des Produzierens zum Durchbruch zu verhelfen. Beethovens Biograph Anton Schindler erzählt von ihm, daß er auf der Straße, wenn er „spazieren arbeitete", durch seine heftigen Bewegungen das Erstaunen der Vorübergehenden erregte. Auch Mozart und Carl Maria von Weber ließen sich gern auf Spaziergängen inspirieren. Der englische Geschichtsschreiber Gibbon ging stundenlang in seinem Zimmer auf und ab, bis er einen einzigen Satz gestaltet hatte, mit dem er zufrieden war; Ampère konnte nur durch Auf- und Abgehen Ordnung in seine Gedanken bringen; Helmholtz behauptete, daß seine schöpferischen Ideen nie am Schreibtische gekommen seien, sondern am ehesten „bei gemächlichen Steigen über waldige Berge". William Siemens, Werner Siemens' Bruder, antwortete auf eine Umfrage Galtons, er könne „eine Maschine am besten beim Spazierengehen erdenken, besser, als wenn er mit der Feder in der Hand vor einem Tische sitze". Nietzsche hatte seine fruchtbarsten Einfälle im Bergsteigen; es ist auch für ihn charakteristisch, daß er Flaubert abfällig beurteilte, weil dieser angeblich sitzend dichtete. Lenau soll nach Lombroso beim Arbeiten einen Fuß unaufhörlich auf- und niedergeschwungen haben, so daß sich schließlich im Boden eine Spur einprägte. Sehr anschaulich hat Emil Kuh die Haltung Hebbels beim Dichten geschildert: „Den produzierenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden sehen ... Die Arme vor der Brust ineinandergelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens. Sogar das Teufelswetter des Oktobers konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war. Das Gewühl und Getöse der Großstadt störte den visionären Spaziergänger niemals." Alexander Dumas Sohn sagte von sich: „Während der geistigen Schwangerschaft brauche ich viel körperliche Bewegung." Edmond

de Goncourt ging während der Arbeit in seinem Arbeitszimmer spazieren; Arsène Houssaye mußte beim Schaffen gleichfalls im Zimmer umhergehen, die Arme bewegen und gleichsam all die Bewegungen machen, die er beschrieb.[1] Seltsam lautet ein Bericht (bei Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst, Bd. II, S. 148) über den Eintritt des Produktionszustandes bei dem Lyriker Richard Dehmel, der freilich in seiner Jugend epileptisch gewesen sein soll: „Wie im Dunkel saß er, in Angst und Erwartung des Kommenden. Und plötzlich zuckte das Licht auf. Gleich einer feurigen Kugel begann es ihn rasch zu umkreisen. Und er mußte danach haschen und drehte sich um sich selbst. Es war ein unnennbares Glück, eine Erlösung in Tränen. Es warf ihn um." Der Romandichter Rudolf Huch erzählt von sich: „Es geht mir wohl wie manchem anderen, die besten Einfälle kommen mir auf einsamen dunklen Waldwegen, zu denen ich erst eine Strecke zu steigen habe." Der Phantasietätigkeit parallellaufende Handbewegungen werden von Ibsen und Zola berichtet. Jener pflegte beim Arbeiten mit kleinen Figuren zu spielen, die auf seinem Schreibtische standen; der Zwangsneurotiker Zola hingegen mußte, während er beim Produzieren im Zimmer auf- und ablief, bestimmte Gegenstände in einer gewissen Reihenfolge berühren. In der früher erwähnten Abhandlung von Binet und Passy sagt der Dramatiker F. de Curel, dem wir eine ausführliche Schilderung seiner Art zu schaffen verdanken: „Jedesmal, wenn ich eine große geistige Aktivität entwickelte, äußerte sich diese auch in einem starken Bedürfnis nach Bewegung. Man könnte fast sagen, daß die Anzahl der Kilometer, die ich an einem Tage zurücklegen muß, proportional ist der Zahl der Seiten, die ich am Morgen geschrieben habe." Curel erwähnt auch betreffs der Bilder seiner schöpferischen Phantasie folgenden Zug, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen: „Meine eigene Person hatte stets eine aktive Rolle in meinen Träumereien . . ." Dies ist keineswegs bei allen Tagträumen der Fall; man ist ja auch bisweilen ganz unbeteiligter Zuschauer. J. Varendonck hat in seiner Untersuchung über das „vorbewußte phantasierende Denken" (Wien 1922) auf Grund von Selbstbeobachtungen eine Unterscheidung zwischen Erinnerungsphantasien und schöpferischen Phantasien gemacht, die freilich infolge des Aufsteigens und Untersinkens des Gedankenablaufes leicht ineinander übergehen können. Bei den erstgenannten Phantasien sehen wir mit einem Gefühl von Gelähmtheit und Passivität der automatischen Wiederholung vergangener Geschehnisse zu; infolge der Nähe des Unbewußten ist die Verbildlichung vorherrschend, dieselben Affekte, die wir beim wirklichen Erleben verspürten,

1) Ohne Quellenangabe bei Heinrich Keiter: Theorie des Romans und der Erzählkunst. 2. Aufl., Essen 1904.

machen sich auch in der Erinnerung bemerkbar. Bei den schöpferischen Phantasien dagegen haben wir ein Gefühl von angeregter Tätigkeit und gespannter Aufmerksamkeit, während wir die vom Gedächtnis bereitgestellten Einfälle, Bilder oder Erinnerungen auf ihre Eignung als Hilfsmittel zur Problemlösung kritisch prüfen. Der halluzinatorische Erinnerungsablauf erscheint hier unterdrückt, bewußte und vorbewußte Gedankengänge streben beide dem gleichen Ziele zu. Der Anteil der Wortvorstellungen überwiegt, da die vorbewußten Gedankenketten dem bewußten oder willkürlichen Denken sehr nahe stehen; an Stelle der früher erwähnten Affekte treten jene Affekte, die durch die Inspirationstätigkeit, d. h. die Wunscherfüllung, hervorgerufen werden und die Richtung des Denkens bestimmen. Varendonck, der im allgemeinen der Rolle des Motorischen keine besondere Aufmerksamkeit schenkt, meint, daß bei derartigen phantasierten Szenenfolgen, wie er sie an sich selber beobachtet hat, die Bilder bloß die Illustrationen sind, die zum Text gehören, die Ausführung der skizzierten Handlungen. Nun können wir uns wohl schwer phantasierte fortlaufende Handlungen ganz ohne Bewegungsvorstellungen denken; bei den schöpferischen Phantasien, die eine enge Beziehung zum Ich und zur Motilität haben, wird es aber auch an eigentlichen Innervationen mannigfacher Art nicht fehlen. Es ist ja von vorneherein anzunehmen, daß, je weniger das bildhafte Element vorherrscht, desto mehr Impulse zur motorischen Verwirklichung drängen. Experimentelle Beobachtungen von L. Martin[1] haben nämlich gezeigt, daß das Bildhafte im Denken zunimmt, wenn Schwierigkeiten auftauchen. Schilder (S. 245) sieht daher auch die Bildentstehung als Umsetzung gebremster Energien an.

Dieser aktiven Anteilnahme an dem Inhalte der Phantasien, die dem schöpferischen Denken eigentümlich zu sein scheint, erkennt C. G. Jung[2] einen großen psychotherapeutischen Wert für die Neurosen zu. Nicht die Deutung und das Verstehen der Phantasiebildungen hält er für das Wesentliche, vielmehr ihr Erleben. Das heißt: der Phantasierende soll sich den Figuren seiner Vision gegenüber nicht bloß wahrnehmend und passiv verhalten, sondern ihnen mit voller Bewußtheit reagierend und handelnd entgegentreten. Was Jung damit meint, macht er an einem Beispiele klar. Einer seiner Patienten (der an einer psychogenen Depression litt) hatte nachstehende Phantasie (S. 162):

„Er sieht, wie seine Braut die Straße hinunter zum Fluß läuft. Es ist Winter, und der Fluß ist zugefroren. Sie läuft aufs Eis hinaus, und er folgt ihr. Sie geht weit hinaus,

---

1) Zur Lehre von den Bewegungsvorstellungen. Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane, Bd. 56 (1910) u. 65 (1913).

2) Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Darmstadt 1928.

und dort ist das Eis geborsten, eine dunkle Spalte tut sich auf, und er fürchtet, sie könnte sich hineinstürzen. Tatsächlich versinkt sie in der Eisspalte, und er sieht ihr traurig zu."

Jung bemerkt dazu (S. 162):

„Würde er sich in Wirklichkeit so verhalten, wie er sich in der Phantasie verhält, so wäre er offenbar gelähmt, sei es vom Schrecken, sei es vom unbewußten Gedanken, daß er eigentlich gar nichts dagegen habe, wenn sie Selbstmord beginge. Die Tatsache, daß er sich in der Phantasie passiv verhält, ist nur ein Ausdruck für sein Verhältnis zur Tätigkeit des Unbewußten überhaupt: er ist fasziniert und betäubt vom Unbewußten." Und an einer späteren Stelle (S. 171): „Würde der Patient selber aktiv eingreifen, so würde er sich sogar in den Besitz der in der Phantasie erscheinenden Libido setzen und dadurch einen etwas verstärkten Einfluß auf das Unbewußte gewinnen."

Dieser dem Unbewußten entgegengesetzte bewußte, kritische Standpunkt, der die Herrschaft des Vorbewußten über Motilität und Affektivität zur Voraussetzung hat, charakterisiert aber eben auch den Künstler. Vielleicht entgehen viele Schaffende einer Neurose wirklich nur deshalb, weil der motorische Vorstellungstypus, der sich nach meiner Annahme sehr häufig unter ihnen findet,[1] eine größere Fähigkeit zur Sublimierung besitzt. Die innige Beziehung motorischer Erlebnisse zur „Ichliebe", d. h. zum Narzißmus, könnte nämlich jene Kinästhesien besonders geeignet erscheinen lassen, die in narzißtische verwandelte sexuelle Objektlibido zu binden, um ihr dann ein anderes Ziel zu setzen (Freud: Das Ich und das Es). Diese Desexualisierung würde schon eine Art von Sublimierung bedeuten.[2] Verschiedene Autoren haben ferner auch auf die Affinität der Affekte zu den motorischen Vorgängen hingewiesen (so namentlich James-Lange in ihrer bekannten Theorie). Lebhafte Gemütsbewegungen steigern die Disposition zu motorischem Empfinden und Vorstellen, wie umgekehrt Bewegungsempfindungen (insbesondere beim Motoriker) die Tendenz haben, sich mit Lustgefühlen zu verbinden, denen eine Art ästhetischer Wert zuerkannt wird.[3] Alle ästhetische Lust scheint ja eben vor allem „Funktionslust" zu sein, die sich wieder dem weiteren Begriff der (praegenitalen) „Vorlust" unterordnen läßt. Die beim schaffenden Künstler ebenso wie beim spielenden Kinde an die eigene Bewegung, an das Selbsterzeugen, das eigene

1) Karl Groos sagt: „... ich persönlich hege die Überzeugung, daß die motorische Veranlagung ein Merkmal der ausgesprochen ästhetischen Naturen ist" (Der ästhetische Genuß. Gießen 1902, S. 78).

2) Vielleicht meint S. Bernfeld in seinen „Bemerkungen über Sublimierung" (Imago VIII, 1922) etwas Ähnliches, wenn er schreibt (S. 343 f.): „... das Ich lernte in ihm (scil. im Kinderspiel) fortschreitend die Beherrschung des motorischen Systems als ausschließlicher Herr, es entwickelte in ihm die Realitätsprüfungsfunktion und lehrte die Objektlibido Sublimierung."

3) Das der motorischen Vorstellung anhaftende Ichgefühl hat eine gefühlsverstärkende Funktion. Baerwald bezeichnet es als eine Art Resonanzboden und Mikrophon der Gefühle (S. 363).

Machen gebundene Funktionslust (K. Bühler) ist nun infolge der Gewohnheitsassoziation zwischen Bewegungsempfindung und Ichliebe ausgesprochen narzißtischer Art. Neben dieser Formungslust gibt es jedoch auch eine Formlust, eine Lust am Produkt der eigenen schöpferischen Tätigkeit, die eine Verstärkung aus frühinfantilen taktilen Befriedigungserlebnissen erfährt. Auch die narzißtische Befriedigung des Dichters an der Formschönheit seines Werkes (Wohllaut, Rhythmus, Reim, Aufbau usw.) zeigt den abgeleiteten Charakter dieses Narzißmus, der von seinem ursprünglichen Gegenstand, dem Ich, im Wege der narzißtischen Besetzung der eigenen Tätigkeit an das selbstgeschaffene Objekt geopfert [1] wird. Wie Freud (in: „Der Dichter und das Phantasieren") und Sachs [2] gezeigt haben, ist aber die Lust an der künstlerischen Fassade nur eine „Verlockungsprämie" oder Vorlust, die den Schaffenden von dem eigentlichen Endzweck seiner Tätigkeit, der Phantasiebefriedigung tief verdrängter Wünsche, ablenken soll, so daß er, ohne in Konflikt mit dem triebverneinenden Über-Ich zu kommen, die mit der unbewußten Wunscherfüllung verbundene Endlust dennoch genießen kann. Ähnlich vollzieht sich wahrscheinlich der Vorgang beim Zuhörer oder Leser.

Nicht nur die Formelemente des Werkes, auch die dem dichterischen Schaffen eigentümlichen Mechanismen der Projektion und Einfühlung weisen auf die Beteiligung der Motilität hin. Die Projektion scheint einerseits einen zweckmäßigen Ausweg aus quälenden Triebkonflikten zu bieten, anderseits mittels einer narzißtischen Icherweiterung der Entladung starker motorischer Tendenzen zu dienen, indem die eigenen Bewegungsimpulse in das darzustellende Objekt überpflanzt,[3] objektiviert werden. R. Sterba[4] hat im Anschluß an eine Arbeit von H. Sachs[5] dargelegt, daß der moderne Dichter seiner

1) Ein der Psychoanalyse durchaus fernestehender Autor wie H. Freyer spricht von „opferhafter Spannungsobjektivation". Im Schaffen wird „Lebensspannung an die objektive Welt geopfert, die zu eigener Bündigkeit zusammentritt". (Theorie des objektiven Geistes. Leipzig 1923.)

2) Kunst und Persönlichkeit, Imago XV, 1929.

3) Ich greife aufs Geratewohl eine Stelle aus dem Artikel einer Tageszeitung heraus („Die Lichtmühle", von Armin T. Wegner, „Neue Freie Presse" vom 7. Juli 1929): „Wie durch einen Kamm gezogen, strömen die wilden Locken der Kura durch den eisernen Rechen in den schmalen Kanal, dessen Bett in den Felsen gehauen ist. Alleen elektrischer Lichter begleiten den Gang der Flut durch die Nacht. Die Muskeln des Wassers spannen sich. Mit an die Erde gepreßtem Bauch schleicht es im Schatten der Felsen dahin wie ein Tiger. Nun duckt es sich und hält an der Pforte des Turbinenhauses einen Augenblick seinen Atem an, ehe es zum tödlichen Sprunge in die Tiefen der gewaltigen Lichtmühle ausholt."

4) Bemerkungen zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls. Imago XIV, 1928.

5) Über Naturgefühl. Imago I, 1912.

Wiedergabe der Natur stets mehr oder weniger unbewußt die Annahme einer Art sinnvoller[1] kosmischer Motilität zugrundelegt, die der eigenen willkürlichen gleich ist. Aber auch dort, wo der Dichter seine Affekte und Triebregungen in andere menschliche Wesen hineinverlegt, befriedigt er die seinen Affektlagen immanenten Bewegungsantriebe durch motorische Charakterisierung dieser Projektionsgestalten (Ausdrucksbewegungen, Handlungen). Ja die Angabe von Gesten und Bewegungen kann auch als bewußtes Mittel künstlerischer Wirkung verwendet werden, weil alle motorische Resonanz des Empfangenden dessen Gefühl und ästhetischen Genuß um ein Beträchtliches steigert. Karl Groos hat zweifellos richtig erkannt, daß für den sinnlichen Eindruck des Inhalts einer Dichtung motorische Innervationen von größerer Bedeutung sind als die zumeist blassen Phantasiebilder. Er zitiert als Beispiel die Stelle aus Schillers „Taucher": „Da kroch es heran, regte hundert Gelenke zugleich." „Wenn mich die Schillersche Stelle packt", schreibt Groos (a. a. O. S. 81 f.), „so belustige ich mich nicht an einem optischen Bilde, das ich nach Gefallen ausmale, sondern ich glaube folgendes konstatieren zu können: ich sehe seitwärts im Dunkeln sich etwas regen; dieses Bild beschäftigt mich aber nicht weiter, sondern das schattenhafte Auftauchen einer optischen Vorstellung ist nur der Anlaß zu leisen Innervationen, die das plötzliche Fixieren mit weit offenen Augen, das Stocken des Atems, das Erstarren des Körpers andeuten. Dieses motorische Erleben ist die Hauptsache, und ich glaube, daß die Wirkung häufig auch ohne das optische Bild zustande kommt." Auch der Schauspieler erzielt im Schauspiel und Film die stärkste Wirkung auf den Zuschauer dadurch, daß seine Mimik unwillkürliche imitative Bewegungsansätze bei diesem hervorruft, die nicht nur die Gefühlsübertragung an sich besonders begünstigen, sondern auch noch vermöge des Spontaneitätscharakters aller kinästhetischen Empfindungen den wahrgenommenen Inhalt mit der Marke des Icherlebnisses versehen. Das Ichgefühl verstärkt aber, wie wir wissen, alle durch den künstlerischen Eindruck in uns erregten Gefühle, so daß wir uns völlig mit der dargestellten Figur und ihrem Schicksal eins fühlen. Wir stoßen hier auf das Problem der Einfühlung und Identifizierung, das ja gleichfalls für den Produktionsvorgang beim Dichter bedeutsam ist. Zweifellos besteht ein Unterschied zwischen beiden Phänomenen, wenn sie einander auch nahestehen. Die Identifizierung trägt in stärkerem Maße den Charakter des Unbewußten und scheint überhaupt eine Voraussetzung der Einfühlung zu sein, der im Gegensatze zu jener ein eigenartiges Tätigkeitsmoment anhaftet. Da es sich beim Vorgang der Einfühlung in der Regel wohl nur um eine

1) Den Zusammenhang zwischen Motilität und Sinneserfassung habe ich bereits früher erwähnt.

mittelbare Übertragung psychischer Inhalte durch Anzeichen, nicht aber um einen telepathischen Induktionsprozeß handelt, dürfte, wie auch Freud annimmt (Massenpsychologie und Ichanalyse, Ges. Schriften, Bd. VI, S. 309, Fußn.), hiebei den Ausdrucksbewegungen des anderen Ichs die entscheidende Rolle zufallen. Auf Grund der unbewußten Identifizierung übernimmt der Einfühlende die Ausdrucksbewegungen[1] in Bewegungsansätzen; die kinästhetischen Empfindungen der inneren Nachahmung reproduzieren dann die dazugehörigen Gefühle und „verichen" das Erlebnis der Fremdpersönlichkeit (wir erleben das objektiv Gegebene nach).

Daß ein so wesentliches Element der dichterischen Darstellung wie der Rhythmus in engster Beziehung zu dem motorischen Apparat steht und deshalb hauptsächlich im Bereiche der motorischen Empfindungen und Vorstellungen genossen wird (vgl. auch Müller-Freienfels, Psychologie der Kunst, Bd. II, 55 f), habe ich bereits früher erwähnt. Die Bedeutung des Rhythmus für den schaffenden Dichter, der starke motorische Veranlagung besitzt[2], liegt hauptsächlich darin, daß der Rhythmus die Muttersprache seiner Gefühle spricht. Auch die frühesten Lustbetätigungen des Kindes, das Saugen und Ludeln, zeigen einen ausgesprochenen rhythmischen Charakter. Der Rhythmus gewinnt ja seine Fähigkeit, Lust zu spenden, eben in erster Linie daraus, daß er die Lust an einer infantilen Triebbefriedigung repräsentiert. Die Beziehung zum Affektleben macht es erklärlich, daß auch bei der Entstehung des dichterischen Kunstwerkes dem Produzierenden häufig zunächst bloß ein bestimmter Rhythmus bewußt wird („im Anfang war der Rhythmus", H. v. Bülow), ehe noch der Vorstellungsinhalt klargeworden ist. Etwas Verwandtes meint zweifellos Schiller, wenn er an Goethe schreibt (18. III. 1796): „Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee". Und früher einmal in einem Briefe an Körner (23. V. 1792): „Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich so oft kaum mit mir einig bin." Auch ein Ausspruch Flauberts, den uns das Tagebuch der Brüder Goncourt überliefert (II, 14), gehört in diesen Zusammenhang. „Stellen Sie sich vor, rief Gautier aus, Flaubert sagte mir neulich: es ist zu Ende, ich habe nur noch zehn Seiten zu schreiben, aber ich habe in mir den ganzen Tonfall der Sätze. Er hat also schon die Musik der Schlußsätze, die er noch gar nicht gemacht hat! er hat ihre Tonfälle, das ist doch drollig."

---

1) Es kann sich auch bloß um Ausdrucks haltungen handeln, die wir innerlich nacherleben.

2) Auch Groos nimmt ja an, daß die spezifisch ästhetische Veranlagung eine kräftige motorische Anlage voraussetzt.

Schließlich das Zeugnis eines modernen Dichters. Ich entnehme einem Aufsatze des Romanschriftstellers Alfred Döblin „Der Bau des epischen Werks. Die Sprache im Produktionsprozeß" („Wiener Allgemeine Zeitung" vom 4. Juni 1929) folgende bezeichnende Stelle:

„Und es kommt drittens vor, daß man überhaupt keine ideelle Konzeption hat, sondern daß einem, Gott weiß aus welchem Zusammenhang, einige Sätze einfallen, und dies ist für den Autor die allerglücklichste Situation. So sprach ich vorhin von der Fahrt Gustav Adolfs über die Ostsee. Aber diese Konzeption blieb stumm und gab nichts her. Ich scheute mich auch, sie auszusprechen. Dann hatte ich einmal mitten während einer Arbeit, als ich von den Hofchargen am Hofe Kaiser Ferdinands des Zweiten las, einen Satz, und das war eine sprachliche Konzeption. Und solche sprachliche Konzeption ist ein Ding so gut wie die bloß ideellen, und für den epischen Autor, den Praktiker der Sprache, das allerwichtigste. Dieser Satz lautete: ‚Nachdem die Böhmen besiegt waren, war keiner darüber so froh wie der Kaiser. Noch nie hatte —'. Weiter gings nicht. Aber das war ausgezeichnet, das war der Anfang meines Buches, die Melodie und der Rhythmus waren da, ich konnte anfangen, mir konnte nichts mehr passieren."

Jedoch nicht nur die Konzeption des Rhythmus einzelner Sätze, auch die rhythmische Struktur des ganzen Gebildes, wie sie dem Dichter beim Produzieren vorschwebt, setzt die Beteiligung andeutender Bewegungsvorgänge (auch des Atemapparates) und damit verbundener Gefühle voraus.

Über die dichterischen Ausdrucksmittel des Reims und des Refrains liegt eine psychoanalytische Untersuchung von Karl Weiss vor (Imago II, 1913.) Die Lust am Gleichklang repräsentiert nach dessen Auffassung ursprünglich die Lust an einer Wiederholung, die jedoch nicht der Sprachleistung selbst, sondern der mit ihr verknüpften Triebbefriedigung (Nahrung, Nähe des Sexualobjekts) zukommt; als weiteres Motiv für den Gebrauch des Gleichklanges tritt noch die Lust des Wiedererkennens hinzu, die aus der Ersparung psychischen Aufwandes stammt. Aber während der Reim als infantile Ausdrucksform ein Mittel der Affektabfuhr ist, hat er im Werke des Erwachsenen gerade die entgegengesetzte Funktion: er soll den Affekt hemmen, verhüllen, abschwächen. Ebenso wie der Traum und das neurotische Symptom stellt der Reim also ein Kompromiß zwischen widerstreitenden psychischen Strebungen dar. Auch der Refrain erfüllt zwei gegensätzliche Tendenzen: einmal ermöglicht er die Abfuhr von verbotenen Affekten, ein andermal hemmt er den Affektablauf. Da der Affekt das motorische Vorstellen in jeder Form begünstigt (Baerwald a. a. O. S. 314), wird auch die Verwendung von Reim[1] und Refrain beim Dichter von kinästhetischen

1) K. Groos betont die bevorzugte Stellung der Schlußworte eines Satzes (a. a. O. S. 78 f.): „Bei den feinen motorischen Vorgängen des inneren Mitsprechens bemerke ich nun ebenfalls die lebhafteste Atemfunktion am Ende von gelesenen Sätzen; der Atem erfährt eine merkliche Stauung und diese läßt eine gewisse Spannung zurück, die bei

Empfindungen und Reproduktionen begleitet sein, die zum Teil auf leise Atem- und Augenmuskelbewegungen zurückgehen und ihrerseits wieder Emotionen hervorrufen.

Schon früher war von dem Vorlustcharakter der künstlerischen Formlust die Rede. Wenn sich aber Gleichklang und Rhythmus, wie wir soeben gehört haben, als Elemente infantiler Befriedigungserlebnisse erweisen, dürfen wir vielleicht an diese Feststellung die Vermutung knüpfen, daß die Gestaltung der künstlerischen Form tatsächlich eine Befriedigung gewisser prägenitaler Triebe in sich schließt, eine Befriedigung, deren Wesen im Gegensatze zur Endlust der genitalen Tätigkeit von Freud als Vorlust bezeichnet wird. Es scheint nun wirklich, als ob mindestens zwischen der dem Künstler eigentümlichen motorischen Veranlagung, die eine Voraussetzung seines Formwillens bildet, und der sadistischen Triebkomponente ein näherer Zusammenhang bestünde. Die motorische Abfuhr erfolgt durch Muskelbetätigung, durch Vermittlung der Muskulatur werden aber auch die Regungen des Destruktionstriebes, als dessen Repräsentanten Freud den Sadismus ansieht, auf die Außenwelt abgeleitet. Als eine Bestätigung mag auch eine Feststellung Baerwalds (S. 368 f.) angesehen werden, der zufolge eine gewisse Kontingenz zwischen motorischer Anlage und Lust am Beißen (Freude am Zerbeißen, auch am Zertreten, Zerknicken) zu beobachten ist. Ferner dürfte die Beziehung, die I. Hermann in seiner Studie über Gustav Theodor Fechner (Wien 1926) zwischen formalem Denken, Handerotik und Todestrieb statuieren möchte, in die gleiche Richtung weisen. Hermann geht in dem Kapitel über die Begabungsgrundlagen von der Absicht aus, die speziellen Formen der Begabungen zu erklären, d. h. diejenigen „fakultogenen Faktoren“ aufzufinden, die die Entwicklung des Talents in seiner besonderen Richtung begreiflich machen. Bei der zeichnerischen Begabung z. B. nimmt er als die eine Grundlage der Sublimierung die betonte Erogeneität der Hände an, als die andere die eigene Körperschönheit oder unter Umständen Körperhäßlichkeit. Bei der dichterisch-schriftstellerischen Begabung, die uns vornehmlich interessiert, findet er drei fakultogene Faktoren: 1) Die höhere Erogeneität der Mundzone (Sprache), 2) eine seelische Einstellung, die er Seherkomplex nennt (Glaube an die eigene prophetische Begabung), 3) eine libidinöse Einstellung, die er als Totenkomplex bezeichnet (Liebe zu Toten, Wunsch, als Toter geliebt zu werden). Nach seiner Theorie bildet die Mundzone mit der Handzone ein

den folgenden leiseren Bewegungen nicht gleich verloren geht... Es laufen also auch in diesem speziellen Fall, der besonders für das stille Lesen gereimter Werke interessant ist, die sensorischen Faktoren neben den reproduktiven her, und die reproduktiven sind in ihrer Lebhaftigkeit von dem Vorhandensein der sensorischen abhängig.“ Dies gilt wohl auch für das Dichten gereimter Verse.

einheitliches erogenes System, das Mund-Hand-System. Daher soll es sich erklären, daß die dichterische und zeichnerische Begabung so häufig in einer Person vereinigt erscheint.[1] Als die phylogenetisch primäre adäquate Betätigungsart der Handzone betrachtet Hermann das Anklammern des jungen Tieres an die Mutter, das sich beim menschlichen Säugling hauptsächlich auf die Zeit des Trinkens an der Brust beschränkt. Hier ist also schon die Verbindung mit der Mundzone gegeben. Und durch diese — ein Weg, den Hermann nicht bezeichnet hat — auch mit dem Todestrieb. Denn die erste Phase des Sadismus ist ja die oral-sadistische, die sich in der Beißlust des saugenden Kindes (vgl. hiemit die Beißlust des Motorikers) äußert. Später übernimmt der Bewegungsapparat der Extremitäten, namentlich der oberen, die Rolle des sadistischen Exekutivorgans, was auch seiner langsameren Entwicklung entspricht; denn die Kiefermuskulatur bringt weit früher zielgerechte und zugleich kraftvolle Bewegungen hervor als die Muskulatur des Rumpfes oder der Glieder (Abraham, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido, Wien 1924, S. 39. 95).

Was nun die Lust an der Form anlangt (das formale Denken entspricht nach Hermann einer Verinnerlichung der Peripherprozesse der Hand), so befriedigt sich diese beim Kinde zuerst im Abtasten von Körperformen, insbesondere der Mutter. Hiebei folgt die Blickbewegung der tastenden Hand. Später übernehmen die Augen die erotisch-abtastende Rolle der Hand, nachdem es zu Verschmelzungen zwischen den (tatsächlich empfundenen) Augenbewegungen und den Reproduktionen von Erlebnissen der tastenden Hand (taktiler und kinästhetischer Art) gekommen ist. Die Handerotik liefert so einen Beitrag zur Schaulust. Während es sich aber hier um eine Lust am Beschauen fertiger Formen handelt, gibt es daneben eine Lust am Selbsterzeugen auch äußerlich nicht verkörperter Formgebilde, an der die Handerotik gleichfalls beteiligt erscheint. Uns interessiert hier die sprachliche Formulierung, das sprachliche Denken, das nach Hermann seine Entstehung neben anderen Faktoren auch einer Umsetzung der Handfunktion in zentrale Prozesse verdankt. Anderseits dürfen wir in der Sprachfertigkeit ein Sublimierungsprodukt der Munderotik erblicken, die allerdings ja, wie Hermann behauptet, mit der Handerotik eine Art System kommunizierender Gefäße bildet. Die konstitutionell verstärkte Mund-Hand-Erotik des Dichters könnte nun sehr wohl seine motorische Veranlagung mitbedingen, die sich je nachdem in Innervationen und kinästhetischen Reproduktionen von Sprech-, Schreib- oder Körperbewegungen (Körperhaltungen) ohne sprachlichen Symbolwert kundgibt.

---

1) Inneres Schwanken, ob nicht als Maler geboren, bei Goethe, Keller, E. T. A. Hoffmann, W. Busch, Anzengruber, Heyse, Mörike u. a.

Knut Hamsun und die Psychoanalyse

Von Eduard Hitschmann (Wien)

Die psychoanalytischen Bemühungen um das Verstehen der Persönlichkeit bedeutender Menschen, namentlich von Künstlern und Dichtern, erfahren endlich mehr Anerkennung. In dem groß angelegten Werke „Genie-Irrsinn und Ruhm" zieht der Verfasser W. Lange-Eichbaum die psychoanalytische Literatur wesentlich mit heran, und die neue, um Vollständigkeit bemühte Biographie Hamsuns gibt ihrem Autor W. A. Berendsohn Anlaß, geradeaus zu erklären, „er danke der Psychoanalyse sehr viel". Dies will nicht etwa sagen, dieser Literarhistoriker hätte — als Erster — Psychoanalyse wirklich studiert oder gar zu diesem Zweck sich selbst einer Analyse unterzogen; sondern er fühlt sich dem verpflichtet, was Psychoanalytisches über Hamsun geschrieben wurde.[1] Der Fall Hamsun ist aber tatsächlich eine solche Fundgrube zur Bestätigung der psychoanalytischen Feststellungen, ein solcher Schulfall, ja ein Kronzeuge für unsere Wissenschaft, daß hier ein Wort mehr gesagt werden soll.

Die Biographie Berendsohns bringt eine Reihe neuer Daten, die sämtlich nur bestätigen, was wir gefunden haben.

Hamsuns erste Novelle „Björger" zum Beispiel setzt gleich kräftig ein: Die Mutter Björgers stirbt kurz nach seiner Geburt, der Vater nimmt sich das Leben, der Hof verfällt dem Gläubiger, und der ältere Bruder Thor wird halb wahnsinnig unter diesen Schicksalsschlägen. Björger kommt zu einem kinderlosen Ehepaar, das sich seiner liebevoll annimmt. Ein Familienroman mit viel Grausamem!

Hamsun schrieb 1890 einen Aufsatz „Aus dem unbewußten Seelenleben", in dem er seine feine tief psychologische Schreibart begründet. In seiner radikalen Bekämpfung der „vier Großen", vor allem Ibsens, sehen wir den Vaterkomplex Hamsuns deutlich zum Vorschein kommen.

Seine Arbeitsweise hat der Dichter selbst, wie folgt, dargestellt:

„Viele Gedichte entstehen, wenn ich auf dem Rücken im Walde liege. Ich versuche, von den Menschen und von allen Erinnerungen an das moderne Leben weit wegzukommen, ich versetze mich in die Tage meiner Kindheit, als ich noch Tiere daheim hütete. Damals erwachte mein Naturgefühl, — soweit ich ein solches habe, — ich lebte jedenfalls von meiner ersten Kindheit an auf Wiesen, im Walde und auf den Bergen."

---

1) E. Hitschmann, „Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns". Internat. PsA. Verlag, Wien 1926. Ferner: E. Hitschmann, „Von, um und über Hamsun", Imago, Bd. XIV (1928).

An anderer Stelle heißt es:

„Es ist übrigens kein wesentlicher Unterschied bei meiner Arbeitsweise bei Prosa oder bei Poesie. Ein ganzer Teil von dem, was ich geschrieben habe, ist bei Nacht entstanden, wenn ich einige Stunden geschlafen habe und dann wach wurde. Ich bin dann klardenkend und äußerst empfindsam. Ich habe immer Papier und Bleistift neben meinem Bett liegen, ich zünde kein Licht an, aber ich fange sogleich an, im Dunkeln zu schreiben, wenn ich fühle, daß etwas einströmt. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, und es wird mir nicht schwer, meine Aufzeichnungen des Morgens zu entziffern . . .“

Berendsohn spricht aber auch seine Meinung dahin aus, daß die Methode der Psychoanalyse für den Gebrauch der Literaturwissenschaft völlig umgebildet werden müsse. „Kommt es ihr darauf an“, sagt er, „das seelische Gespinst der Dichtung zu durchdringen, . . . um das Kindheitserlebnis dahinter zu erfassen, so gilt unsere Arbeit der Dichtung selbst, in der das Kindheitserlebnis nur ein Bestandteil unter andern ist. Glückt es zum Beispiel, bei einem Dichter, das Kindheitserlebnis aufzudecken, so liegt es allen seinen Werken zugrunde: unsere Aufmerksamkeit aber ist auf diese Mannigfaltigkeit der Dichtungen gerichtet. Die Untersuchung geht also in entgegengesetzter Richtung mit dem als Voraussetzung, was der Psychoanalyse Ziel ist. Das bewahrt uns zugleich vor Überschätzung der Kindheitserlebnisse, die in der Dichtung doch stark mit späteren Erlebnissen von eigener Bedeutung durchsetzt und überdeckt sind. Der Psychoanalytiker wird einwenden, daß die Kindheitserlebnisse grundlegend sind für den Aufbau des Charakters und dadurch auch für das ganze Leben. Das mag gelten; in den Dichtungen finden sich aber doch große Teile, die auf diese Weise nicht zu deuten sind, z. B. literarische Überlieferungen.“

Hier liegen tiefe Mißverständnisse vor. Wir betreiben Persönlichkeitsforschung, wozu uns die Erfahrungen aus den Analysen Kranker und Gesunder autorisieren. Die Mannigfaltigkeit der Dichtungen und der Nachweis literarischer Überlieferungen sind für uns allerdings unwichtig. Wir suchen nicht das Kindheitserlebnis zu erfassen, sondern das kindliche Erleben überhaupt. Wenn die Hamsunarbeit den Titel trägt „Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns“, wenn Freud eine so bedeutungsvolle und aufschlußreiche Arbeit schrieb mit dem Titel „Eine Kindheitserinnerung des Lionardo da Vinci“, so wird nur — mangels wesentlicher anderer — eine ganz besonders charakteristische Kindheitserinnerung aufgedeckt, die wie ein Ferment fruchtbar weiter hilft, und alles übrige Wissen um diese Persönlichkeit neu beleuchtet; die auch bisher unbekanntes Material aus dem Triebleben ergänzt.

Das Bedeutsame aber ist, daß unbewußtes Material klargelegt wird, das jene Persönlichkeit konstituiert, in der künstlerischen Stoffwahl, den Motiven, in der Lebensführung und den Liebesgebärden der erdichteten Personen usw. wiederkehrt.

Das kindliche Erleben des Dichters vor allem gibt uns die Zusammenhänge zwischen seinen Werken und seinem Schicksal. Es ist selbstverständlich, daß auch seine späteren Lebensschicksale in den Werken Widerspiegelung finden können. Aber alles spätere Erleben ist schon in der Kindheit irgendwie vorgezeichnet und durch sie determiniert.

In der Gespenster-Erinnerung von Hamsun ist für den mit der Psychoanalyse Vertrauten eine solche Fülle von Erkenntnissen über dessen Triebleben aufzufinden, daß diese das Verständnis seiner Persönlichkeit und damit seiner Werke förmlich transparent durchleuchten.

Der Entmannungs- oder Kastrationskomplex ist in solchem Grade und Umfang aufzudecken, wie sonst nur bei neurotischen Kranken; die zugehörige Ödipuseinstellung und ferner die sadomasochistische Anlage ergeben sich gleichfalls prägnant. Freilich, um dies ganz zu verstehen und zu würdigen, — dazu hätte Berendsohn tiefere psychoanalytische Kenntnisse besitzen müssen.

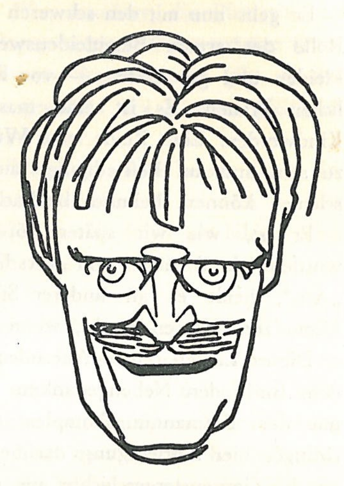
Nicht nur zahlreiche Details in den Werken, die Hauptmotive, ganze Reihen von typisch wiederkehrendem Material sind dadurch erklärt, sondern Wesentliches aus des Dichters Leben, z. B. seine Hypochondrie, seine ewige „Neurasthenie", seine Liebe für Landleben und seine Flucht zur Natur.

Das Eigenartigste ist das Liebesleben Hamsunscher Gestalten, kompliziert und sonderbar. Die meisten seiner Werke sind Liebesromane und die Schilderung des Liebens darin, das typisch Hamsunsche, auch mit Ursprung seiner Erfolge. Hier möchte ich auf die Freudschen Anschauungen über den Genuß am Werke der Kunst und Dichtung zurückkommen. Es besteht für mich kein Zweifel, daß die Leser z. B. des Romanes „Unter Herbststernen" sich im Irrtum befinden über die Quellen ihres Genusses. Es sind nicht die ästhetischen Vorzüge des Buches, ist nicht die eminente Technik dieses ganz großen Dichters, nicht die Schilderung norwegischen Lebens, die den Erfolg dieses Buches erklären könnten. Unser hoher Genuß an dieser Liebesgeschichte muß unbewußte Quellen aufweisen und auch zu ihrer Aufspürung braucht es psychoanalytischer Bemühung.

Sie sei hier unternommen, um zu zeigen, wie sehr Berendsohn die Psychoanalyse unterschätzt.

Der Inhalt des Romanes ist in Kürze folgender: Der Held — er trägt den Namen Knut Petersen — ist sichtlich der Dichter selbst, dessen Alters-

stufe er auch entspricht; er ist stadtmüde aufs Land hinausgezogen und sucht Frieden. Aber, da er sich alsbald verliebt, bleibt die Ruhe aus. Als einfacher Arbeiter verkleidet, kommt er auf einen Pfarrhof, verliebt sich in die Tochter, zeigt es nicht recht, ahnt ihre Gegenneigung, aber Stolz und Zurückhaltung lassen es zu nichts kommen. Die Mutter aber, die Pfarrersgattin, gibt sich in ihrem Schlafzimmer — wohin sie ihn zu einer Arbeit gelockt hat — dem großen, fremden Manne hin; so auch spätere Male heimlich abends in der Scheune, wo er sein Nachtlager von ihr betreut findet; sie ist noch schlank und leidenschaftlich. Ein persönliches Interesse an ihr hat Petersen nicht. Die große Liebe des hohen Vierzigers wird vielmehr erst an einem anderen Ort der Gattin eines Kapitäns entgegengebracht. Auch diese „gnädige Frau" verrät ihre Gegenneigung, verhüllt und errötend, und wieder beginnt das Spiel von Stolz und Sehnsucht, seiner Neigung, sich vor ihr auszuzeichnen, seinem Beglücktsein mit einem Blick, einem abfallenden Knochen von Gegensympathie. Den Höhepunkt bildet eine Szene, wo er sie als Kutscher fahren darf und sie ihn gütig an ihrer Mahlzeit teilnehmen läßt.



Knut Hamsun

Zeichnung von Olaf Gulbransson

(Mit Genehmigung des Verlages Albert Langen in München)

Der Dichter selbst schildert diese Szene in seinem nächsten Roman, in dem wieder er selbst im gleichen Kreise auftritt, ihn beobachtet und beschreibt.

„Ich fuhr sie auf einer Reise, und sie war schamhaft gegen mich, obwohl sie meine Herrscherin war, sie errötete und sah nieder. Und das Merkwürdige war, daß auch ich durch sie schamhaft wurde, obwohl ich ihr Diener war. Wenn sie mir auch nur einen Auftrag gab, und ihre beiden Augen mich anblickten, deckte sie neue Schönheiten und Reichtümer auf, hinter all denen, die ich schon kannte." (Aus „Gedämpftes Saitenspiel".)

Der Roman setzt ein mit Regression, d. h. mit Rückkehr in frühere Zeiten mit Landleben und Bauerntum, wie sie Hamsun in der Jugend erlebt hat. Er hat das stärkste Gefühl, als „sei er hier schon einmal gewesen", in dieser friedlichen Gegend. Eine alte Bäuerin taucht auf, eine

mütterliche Figur, Bauernwäsche hängt zum Trocknen, — so wars in der Kindheit auch.

Dann trifft der Held Petersen, der niemand anderer ist, als Hamsun, einen Weg- und Arbeitsgenossen von zwanzig Jahren früher; „ein warmer Strahl durchzuckt ihn, es ist, als riefe etwas aus der Jugend." So beschließt er denn, mit dem Jugendgenossen wieder auf Arbeit zu gehen.

Er geht nun mit den schweren Schritten des Arbeiters und spielt sich in die Rolle des armen Bemitleidenswerten hinein, läßt sich beherbergen, füttern, kleiden und gut betten — von Frauen, wie wir sehen werden von mütterlichen Frauen. Es ist eine masochistische Unternehmung, aber auch ein Kindwerden. Eine Reihe von Wünschen aus der Kindheit scheint aufgetaucht zu sein und auf Befriedigung aus zu sein! Er wird in der Verkleidung schauen können, heimlich beobachten, unerkannt.

Er ist, wie wir später hören, „von der Liebe auf Irrwege geführt worden" (und muß nun verschweigen, daß er besserer Leute Kind ist). „Ach", heißt es an anderer Stelle, „wie sich doch ein bereits alternder Mann zum Narren macht, wenn er verliebt ist."

Dieses Lieben eines Alternden, die „noch" so heftige Leidenschaft, gibt dem Buch den Nebengedanken an das Thema Mannbarkeit, das wieder mit dem Entmannungskomplex eng zusammenhängt. Kastrationsangst oder richtiger hier Befriedigung darüber, noch liebesfähig zu sein, erinnert wieder an die Gespenstergeschichte aus der Kindheit. Zu diesem Thema gehört für den mit der Symbolik Vertrauten auch das Geschick im Anlegen der Wasserleitung und die Erfindung der Sägemaschine; diese Künste sind da, um sich vor den geliebten Frauen auszuzeichnen.

Der tiefste Wunsch aber, den der Dichter in diesem Buch sich unbewußt erfüllen will, ist die Liebe zu einer hohen Fraue, hier „der gnädigen Frau", der Gattin des Kapitäns und Gutsbesitzers. Für jede Spur von Gegenliebe geht er durchs Feuer, ihr will er dienen, sie verfolgt er mit seiner bescheidenen Werbung, die nicht etwa wagt zu hoffen, angenommen zu werden. Wie ein Ritter Toggenburg wartet er stundenlang vergebens auf sie. Andere Frauen aber nimmt man einfach, macht Gebrauch von ihrer Bereitwilligkeit — so die Mägde Sara und Rönnaug im Walde. So die Pfarrersgattin in ihrem Schlafzimmer. Sein Fleisch und sein Blut machen gerade hier ihn „ganz dumm". Sie war, heißt es bei einer Wiederholung, „wie eine Flamme, nein, eine Tochter der Natur. In ihrem Inneren spielte noch ein hinreißender Walzer." (Auch hier das „noch".)

Nur zu deutlich erkennt man hier die Spaltung des Liebesobjektes in die Göttin und die Dirne; die eine ist der Gegenstand schwärmerischer Ver-

ehrung, die andere Mittel zur Sexualbefriedigung. Diese Zweiteilung ist Folge einer kindlichen heftigen Fixierung an die Mutter, wie sie uns von Hamsun so zwingend anzunehmen ist.

Hieher gehört der geschädigte Dritte als Voraussetzung des Liebens; hieher gehört die obligate Eifersucht in der Liebe, voll Grausamkeit und Todeswünschen gegen den Konkurrenten. Die mütterlichen Züge der geliebten Frauen sind hier nicht zu übersehen: die Pfarrerstochter, die Pfarrerin und auch die Kapitänsfrau sind um sein Nachtlager besorgt. Die „gnädige Frau" gibt ihm warme Kleider, und jene Szene, wo sie ihm zu essen gibt, ist ihm die unvergeßlichste. So fließen die drei Frauengestalten des Romans gleichsam zu einer zusammen, die Alles bot: d i e M u t t e r.

Mit 46 Jahren verlor Hamsun durch Scheidung seine erste Frau; im selben Jahre erschien dieser Roman „Unter Herbststernen", in dem ja auch die ersten Anzeichen einer Störung in der Ehe des Kapitäns geschildert sind. Hamsun war wieder heimatlos geworden. Tauchte darum Sehnsucht nach der Mutter, aber auch nach neuer Liebe auf!?

Das Gesagte, nicht nur aus diesem einen Buche des Dichters Erkannte, klärt uns auf über die infantilen Wünsche, die Hamsun sich in den diesem Roman zugrundeliegenden Phantasien erfüllt, erfüllt, ohne es zu wissen, ohne diese unbewußten, verdrängten Wünsche zu kennen. Die dynamische Wirkung der Dichtung, ja jedes Kunstwerkes, beruht nun darauf, daß die halluzinatorische Befriedigung der infantilen Wünsche des Künstlers auch die Wünsche des Lesers oder Betrachters mitbefriedigt, da solche Wünsche ein Gemeingut aller darstellen. Die erfolgreiche Wirkung dieses Romans beruht also vor allem auf der erzielten Identifizierung der Leser mit jenen bei Hamsun so drängenden Wünschen. Die Kunst des Dichters, seine eigenen Tagträume so sympathisch zu verhüllen, des Anstößigen zu entkleiden, als „reale Welt" hinzustellen und ästhetisch und interessant darzustellen, zieht die Leser heran; aber jene tiefere Befriedigung eigener verborgener, nicht eingestandener Sehnsüchte hält sie fest, läßt sie bewundern und des Rühmens nicht fertig werden.

Der Dichter gestattet gleichsam uns Lesern durch sein Beispiel auch unsere tiefsten, verbotenen, verdrängten Wünsche zu erfüllen, inzestuöse, grausame u. a. m. Er erlöst uns wenigstens für Stunden und in der Phantasie vom Druck der Kultur zur Freiheit der Natur. Er nimmt uns bei der Hand und führt uns fort aus dem Alltag in eine scheinbar neue Wirklichkeit, nur mit naturgetreuen Kulissen freilich; aber alles interessiert und entzückt uns wie in fremden Ländern, wo freiere Gesetze herrschen.

Nach all den Perspektiven, die eine psychoanalytische Betrachtung der Kunstwerke, ihrer Entstehung, ihrer Wirkung bietet, vor Allem aber bei der

Vertiefung, die das Verständnis der Persönlichkeiten der Schaffenden dadurch erfährt, kann kein Zweifel bestehen, daß Biographen und Literarhistoriker eine analytische Ausbildung nicht mehr entbehren können. Mit Recht schreibt Stefan Zweig: „daß heute keine psychologische Biographie mehr ohne einen Tropfen freudischen Öles geschrieben werden kann".

„Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns"

Eduard Hitschmanns Schrift über „Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns"[1], auf das im vorangegangenen Aufsatz hingewiesen wird, enthält mehr, als der Titel verspricht, denn es wird eine Analyse der Werke und der Person des Dichters selbst in sehr konzentrierter Form gegeben. Hamsun ist sehr zurückhaltend mit Angaben über sein Leben und schiebt narzißtisch seine Werke in den Vordergrund, für die allein er das Interesse der Welt wecken will. Aber diese „wörtlich wahre" Kindheitsgeschichte ist in seinen Werken zu finden.

Der tagträumerische Knabe, der bei einem überstrengen Onkel, einem Pfarrer, mehrere Jugendjahre verbringt, findet einst auf dem Friedhof einen menschlichen Vorderzahn und nimmt ihn ins Haus mit, um etwas daraus zu schnitzen. Es ist Abend geworden und nach unheimlichen Vorzeichen klopft es ans Fenster; ein rotbärtiger Fremder mit einem Südwester auf dem Kopf grinst lachend dahinter, zeigt deutlich, daß ihm ein Vorderzahn fehlt, und verschwindet wieder, den Knaben vor Schreck erstarrt zurücklassend. Offenbar ist das Gespenst der Tote, dessen Zahn er vom Friedhof weggetragen hat! Schuldbewußt eilt er nach dem Friedhof, wo ihn das Gespenst richtig erwartet, und wirft den Stein weit hinein.

Dieses Gespenst verfolgt aber den jungen Hamsun jahrelang, sitzt auch auf seinem Bette in der Nacht, wächst bis an die Decke usw. Überall verfolgt es den Schuldbewußten, um eines Abends zum letztenmal erscheinend, zu zeigen, daß die Zahnlücke nun wieder ausgefüllt, das Verbrechen gesühnt ist. Die psychoanalytische Deutung des Gespenstes entlarvt es als eine Angsthalluzination eines im Alter des „Kastrationskomplexes" stehen-

1) Erschienen 1926 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, (Geh. M. 2.—, in Ganzleinen M. 3·50).

den Knaben, der die Kastration aus der Schuld des Ödipuskomplexes heraus fürchtet, und der durch den Zahnraub unbewußt und symbolisch eine Kastration an einer Vaterfigur vollzogen hat. Die Kastrationsangst enthält hier aber auch die Angst, vom Vater gefressen zu werden, ist also aufs Orale verschoben. Dem Analytiker ist klar, daß hier auch die passive zärtliche Regung dem Vater gegenüber zum Ausdruck kommt.

Man darf also der Erwartung Raum geben, daß die Werke Hamsuns Beweise für diese Deutung bringen, etwa das Thema der Entmannung behandeln oder die Symbolik von Entmannung und kastriertem Gliede wiederholt benützen. Namentlich der Schneidezahn als Penissymbol wäre zu erwarten. Feindselige Einstellung gegen Väter, Liebesbindung an die Mutter, Beispiele von Grausamkeit und Leidensfreudigkeit gleichfalls, ferner halluzinatorische Fähigkeit u. a. Die weiteren Kapitel erbringen an einem erdrückenden Material diesen Nachweis von Kastrationssymbolik und dem Kastrationskomplex des Dichters, Darstellungen von feindseliger symbolischer Entmannung der bösen Väter durch Altern und Verarmen. Das Motiv der Eifersucht und des zu jeder Verliebung notwendigen geschädigten Dritten kehrt zwangshaft in allen Liebesaffären bei Hamsun wieder. Sadismus und Masochismus sind wie bei wenigen anderen Dichtern allenthalben nachzuweisen.

Mit fast ermüdender Wiederkehr wiederholt sich dies Alles unzählige Male und zeigt uns das sonderbare Schauspiel, daß noch der fast siebzigjährige Romancier vom Motiv des fehlenden vorderen Schneidezahns in seiner Dichtung nicht abstrahieren kann.

Die Nachwirkung des kindlichen Gespenstes dauert im Unbewußten des Dichters bis an sein Ende.

Überaus lehrreich sind die verhüllten Darstellungen der perversen Triebregungen, die im Leben sicherlich unterdrückt, doch in den Phantasien der Dichtung immer wieder aufscheinen.

Ein Kapitel „Hamsuns Ideale“ und eine kleine Sammlung psychoanalytischer Proben aus Hamsuns Werken schließen diese analytisch-literarhistorische Arbeit vorbildlicher Art.

Sie gibt dem Leser Hamsuns einen Schlüssel in die Hand, um wie auf einem Vexierbild die Physiognomie des Dichters in seinen Werken zu erkennen.

e. st.

Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse

Im soeben erschienenen Novemberheft (VIII. Band, Heft 7/8) der von Hans Vaihinger, Joseph Petzoldt und Raymund Schmidt herausgegebenen (von dem Letztgenannten vortrefflich redigierten) „Annalen für Philosophie und philosophische Kritik“ (welche Zeitschrift besonders auch jenen Psychoanalytikern empfohlen sei, deren Tätigkeitsgebiet abseits der Philosophie liegt, die über die philosophische Forschung der Gegenwart dennoch richtig und fortlaufend unterrichtet werden möchten) veröffentlicht Dr. phil. et med. Alexander Herzberg (Berlin) eine Studie über „Das Stabilitätsprinzip in der modernen Psychologie“. Er geht darin aus von der Tendenz des anorganischen Geschehens zu Ruhelagen und zwar zu solchen, die von sich aus keine weiteren Veränderungen mehr veranlassen. Und stellt dann die Frage: Zeigen auch die Lebensvorgänge eine solche Richtung auf stabile Endlagen? Von vornherein ist zunächst zu antworten, daß stabile Zustände im Reiche des Lebendigen nicht vorkommen können. Aber wenn auch die Stoffteilchen wechseln, so können doch die Eigenschaften des aus ihnen bestehenden Systems konstant bleiben. Solche stationäre Zustände kann man überall als Effekte des organischen Geschehens feststellen. Solche Dauerzustände werden nicht immer erreicht; vielmehr tritt dieser Effekt nur beim Fehlen äußerer Störungen ein, d. h. wenn das System entweder äußeren Einwirkungen ganz entzogen ist, oder diese konstant sind oder durch Regulationen von Seiten des Systems ausgeglichen werden. Diese Erkenntnis wäre präzis als „das Prinzip der Tendenz zu stationären Zuständen“ zu bezeichnen, Herzberg zieht es aber vor, kürzehalber in Anschluß an Gustav Theodor Fechners „Prinzip der Tendenz zur Stabilität“ von einem Stabilitätsprinzip zu sprechen. Es wird von Petzold folgendermaßen formuliert: „Jedes sich selbst überlassene, in Entwicklung begriffene System mündet schließlich in einen mehr oder weniger vollkommenen Dauerzustand aus oder doch in einen Zustand, der in sich selbst entweder überhaupt keine Bedingung für eine weitere Veränderung mehr trägt, oder solche wenigstens eine geraume Zeit hindurch nur noch in geringfügigem Grade enthält.“

Die ersten Andeutungen des Stabilitätsprinzips finden sich bei Hume. In seiner vollen Allgemeinheit erkannt und ausgesprochen wurde es erst später und zwar ziemlich gleichzeitig — wenn auch unabhängig voneinander — von Herbert Spencer und von Fechner. Neuerdings gab dem Prinzip Petzold die oben angeführte exakte Formulierung. Es hat in der modernen Wissen-

schaft eine große Bedeutung erlangt. In der Physik hat z. B. die Erforschung der radioaktiven Vorgänge gezeigt, daß der Atomzerfall über eine Reihe relativ stabiler Zwischenstufen zu einem ganz besonders stabilen Endprodukt hinführt. In der Chemie haben wir gelernt, die Valenzkräfte aufzufassen als bedingt durch die Tendenz der Atomkerne, sich mit achtelektronigen Hüllen zu umgeben; im Besitz einer solchen Hülle zeigt das Atom keine Neigung, Verbindungen einzugehen, stellt also ein stationäres Gebilde dar. In der Paläontologie hat soeben Petonié versucht, das Aussterben von Arten und die Entstehung neuer durch die Störung des Gleichgewichts zwischen der Bevölkerung eines Lebensraums und den Umweltbedingungen zu erklären.

Besonders aber in der modernen Psychologie — führt Herzberg aus — finden wir eine Reihe bedeutsamer Tatsachen, die sich dem Stabilitätsprinzip zwanglos unterordnen. Als erstes Beispiel führt Herzberg die Psychoanalyse an. „Das Gemeinsame in den verdrängten Komplexen, unerfüllten Wünschen, unterdrückten Impulsen und verdrängten Triebregungen ist die unlustbetonte Spannung, welche diese Gebilde in sich bergen; und sowohl die freien Einfälle, wie die Wach- und Schlafträume, die Fehlleistungen und Symptome, sie alle dienen der Aufhebung dieser Unlust, der Abfuhr dieser Spannung, der Herbeiführung eines Zustandes der Ausgeglichenheit, des seelischen Gleichgewichts . . . Ist nun die Entstehungsbedingung jedes seelischen Vorgangs eine unlustvolle Spannung, ihr Ergebnis aber die Herabsetzung dieser Spannung, der Wegfall dieser Unlust, so wird eben mit diesem Ergebnis die Bedingung zu weiterer Fortdauer des seelischen Vorgangs vermieden und im Extrem aufgehoben; auf ein solches Ergebnis trifft also unsere obige Definition des stationären Zustandes zu; es strebt also der Verlust der seelischen Vorgänge, wie ihn das Lustprinzip darstellt, stationären Zuständen entgegen. Das Lustprinzip, so können wir dafür auch sagen, ist ein Spezialfall des Stabilitätsprinzips auf seelischem Gebiete."

Aber auch das Freudsche Realitätsprinzip, dem nach die psychischen Funktionen sich im Laufe der Entwicklung den Forderungen der Außenwelt in zunehmendem Maße anpassen, ist ein Ausdruck des Stabilitätsprinzips auf seelischem Gebiete, denn: „ist die vollkommene Realitätsanpassung erreicht, so ist ein Anlaß zu weiterer Entwicklung nach dem Realitätsprinzip nicht mehr gegeben; vollkommene Realitätsanpassung ist also ein stationärer Zustand im Sinne des Stabilitätsprinzips."

Herzberg weist dann darauf hin, daß Freud in seiner Studie „Jenseits des Lustprinzips" dazu gelangte, den Wiederholungszwang gewissermaßen als eine Ausnahme vom Lustprinzip zu erkennen. In bestimmten

Fällen sei der seelische Apparat durch das ursprüngliche Unlusterlebnis mit gewaltigen Erregungsmengen jäh überschüttet worden; diese zu allmählicher Abfuhr zu bringen, sei der Zweck jener rätselhaften Wiederholungen. Es werden auch unlustbetonte Reaktionen in Kauf genommen, wenn sie nur der Tendenz zur Abfuhr gespeicherter Erregungen Genüge leisten. Damit erweist sich diese Tendenz als dem Lustprinzip übergeordnet, als eine Grundtendenz des seelischen Geschehens. Es ist die Tendenz des seelischen Apparats, das in ihm herrschende Erregungsquantum möglichst niedrig oder wenigstens konstant zu erhalten. Eine Erhöhung dieses Niveaus ist es, von der jeder seelische Vorgang seinen Ursprung nimmt, — mit der Tendenz, diese Erhöhung wieder auszugleichen. „Somit strebt er" — so schließt Herzfeld sein Kapitel über das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse — einem Zustand zu, der keine Bedingungen zu weiterer Fortdauer des Vorgangs enthält, d. h. einem stationären Zustand im Sinne des Stabilitätsprinzips. Auch das Konstanzprinzip erweist sich somit als ein Sonderfall des Stabilitätsprinzips. Diesen Charakter des Konstanzprinzips hat Freud klar erkannt und mit ausdrücklicher Berufung auf Fechner dargelegt."

Herzfeld erörtert dann mehrere andere Sonderfälle des Stabilitätsprinzips in modernen psychologischen Lehren (u. a. bei Wertheimer, Lewin, Koffka) und schließt seine Arbeit mit einigen allgemeinen Ausführungen. Daß einige in ihren Grundanschauungen divergierende oder fern voneinander verlaufende Strömungen der modernen Psychologie auf ein allgemeines Gesetz des Geschehens, auf das Stabilitätsprinzip, konvergieren, sieht er als ein gutes Zeichen für die Zukunft der Psychologie an. Er hofft, daß die vereinheitlichenden Tendenzen in der Psychologie die Oberhand gewinnen werden und führt einige ihm verheißungsvoll erscheinende Beispiele an: „Es gibt Eklektiker und Synthetiker wie Schilder, der die Psychoanalyse mit der Hirnpathologie und Kretschmer, der sie mit der Entwicklungspsychologie glücklich vereinigt; es gibt Übertragungen von Methoden einer Richtung auf andere, z. B. experimenteller Methoden auf psychoanalytische Probleme. Im Sinne der Synthese wirkt es auch, wenn verschiedene Richtungen von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her zu denselben Ergebnissen gelangen; man vgl. z. B. Lewins Resultate über die Erinnerung an unerledigte Handlungen mit der psychoanalytischen Auffassung des freien Einfalls und des Traumes; oder desselben Autors gespannte Systeme mit den psychoanalytischen Komplexen."

A. J. St.

Große Hasser

Von

Fritz Wittels

Wer haßt, der liebt. Man versteht weder Liebe noch Haß, wenn man das nicht weiß. Liebe und Haß sind nicht Gegensätze, die einander ausschließen, sie hängen miteinander zusammen und manchmal verwandelt sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit das eine Gefühl in das andere. In der Psychoanalyse spricht man von Übertragung der Gefühle und unterscheidet eine positive und eine negative Übertragung. Der Trieb tritt doppelpolig als Liebe und Haß an die Welt der Objekte heran. Im Anfang war der Trieb. Die Objekte der Außenwelt, auf welche wir ihn übertragen, sind mehr oder weniger Zufallssachen. Sie sind gewissermaßen unschuldig.

Viele, die ehemals geliebt haben, haben ihr Liebesobjekt verloren und sind Hasser geworden. Andere müssen aus inneren oder äußeren Ursachen auf Liebe verzichten. Wenn sie lieben könnten, würden sie nicht hassen. Aber sie können nicht lieben und deshalb erscheint ihre Libido in der anderen Form. Wie Kohle und Diamant sehr verschieden aussehen und dennoch beide dasselbe Element, den Kohlenstoff, darstellen, so stellen Liebe und Haß beide unsere Libido dar, obgleich sie aussehen wie Gegensätze.

Eine der kühnsten Szenen bei Shakespeare ist das Zusammentreffen Richard III. mit Lady Anna, der Witwe von Richards Opfer Edward. Sie erscheint in tiefer Trauer mit der Leiche ihres Schwiegervaters, Heinrich VI. Auch diesen hat Richard mit eigener Hand ermordet. Die Lady läßt keinen Zweifel übrig über ihren Haß gegen den Mörder. Man weiß, wie Shakespeares Königinnen fluchen können:

> Ein schlimmeres Schicksal treffe diesen Hund,
> der elend uns gemacht durch Deinen Tod,
> als ich kann wünschen Nattern, Spinnen, Kröten
> und allem giftigen Gewürm, das lebt.
> Hat er ein Kind je, sei es mißgeboren,
> verwahrlost und zu früh ans Licht gebracht,
> deß' greulich unnatürliche Gestalt
> Den Blick der hoffnungsvollen Mutter schrecke.

Sie ist so berauscht von ihrem Haß, daß sie in ihren Fluch sogar eine noch nicht existierende Mutter von Richards Kind aufnimmt — eine tragische Vorwegnahme, da sie ja selbst später die Frau des Bösewichts wird.

Und dann tritt Richard auf. Lady Anna tritt ihm mit dem vollen Gefühl

des Hasses entgegen. Aber der Bösewicht, ein diabolischer Psycholog, der den Ursprung ihres Hasses wohl zu kennen scheint, überzeugt die Frau, daß er nur aus Liebe zu ihr zum Mörder geworden sei. An der Bahre seines Opfers freit er um sie — und mit Erfolg. Haß, Fluch, Rache: Alles ist vergessen. Alle diese negativen Gefühle werden rückverwandelt in Sympathie für den Mörder, der nicht einmal Reue heuchelt, sondern nur Liebe. Triumphierend ruft er in seinem berühmten Monolog:

Ward je ein Weib in solcher Laun' gefreit?
Ward je ein Weib in solcher Laun' gewonnen?

Manche Kritiker haben den Eindruck, als wäre diese Szene ein Bravourstück des Dichters und wirkte nicht vollkommen überzeugend. Jedenfalls enthält die Psychologie der Szene eine tiefe Wahrheit. Annas Haß kommt von Liebe, die ihr Objekt verloren hat. Infolgedessen kann er durch Ersatz des verlorenen Objektes in Liebe rückverwandelt werden. So erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß Menschen in tiefem Kummer über ein verlorenes Liebesobjekt mitten in ihrer ersten Trauer so häufig der Liebe zugänglich sind.

Natürlich ist ein Unterschied zwischen primitiven, extrovertierten und verinnerlichten Menschen. Was Richard mit Lady Anna gelingt, würde dem Mörder Siegfrieds, Hagen Tronje, mit Kriemhild sicher nicht gelingen. In den Jahren der Trauer wächst Kriemhilds Haß und Rachedurst zu schwindelnden Höhen, ohne daß man außen viel davon bemerkt. Die Welt enthielt ihr nichts als Liebe, so lange Siegfried lebte; sie enthält ihr nichts als Haß gegen den Mörder, seitdem der Geliebte tot ist. Der Haß in ihr ist die nämliche Urgewalt, die früher als Liebe in Erscheinung trat. Während aber die Liebe sich ausleben konnte, wird der Haß gestaut, deshalb kann er eine Welt zerstören, wenn er endlich losbricht. Zehn Jahre oder mehr sind vergangen, als König Etzel um Kriemhilds Hand wirbt. Sie liebt den Hunnenkönig nicht, aber sie nimmt seine Werbung an, um mit Hilfe seiner Macht ihren schrecklichen Plan auszuführen. Sie richtet ihr ganzes Haus zugrunde. Alle ihre Brüder müssen sterben, sogar der unschuldige junge Giselher. Von den Nibelungen bleibt kein Mann am Leben. Ihren Oheim Hagen, das Hauptobjekt ihres Hasses, tötet sie mit eigener Hand. Mit des geliebten Siegfrieds Schwert Balmung schlägt sie ihm den Kopf ab. Sie selbst geht auch zugrunde in dieser Orgie der Rache. Aus dem süßen blonden Mädchen ist das Teufelsweib geworden nach gewaltsamer Unterbrechung ihrer Liebe. Die Explosion des Hasses hängt auf das engste mit der Liebe zusammen.

In unserer kleinen Welt spielen sich die Dinge nicht so heroisch ab. Es ist aber dennoch immer das Nämliche. So viele Ehen zeigen zwei Partner,

die einander hassen und langsam vergiften. Das geschieht selten in der Form, die Emile Zola in einem seiner Romane schildert („La bête humaine"). Ein armseliger Bahnwärter hat eine prächtige Frau, mit der er in schlechter Ehe lebt. Sie erkrankt und siecht dahin und weiß genau, daß der eigene Mann ihr heimlich Gift in die Speisen mischt. Schließlich entdeckt sie, daß er das Gift in das Salz mischt. Man muß aber nicht wirkliches Gift verwenden, um sich das Leben zu verbittern. Da sind zwei, die einander nicht lieben können. Sie hindern einander, sich in eine dritte und eine vierte Person zu verlieben. Deshalb hassen sie einander. Sie bleiben beisammen, wie Freud einmal bemerkt, keineswegs weil sie sich lieben, sondern weil die Rache noch nicht vollendet ist. Das Eine wartet auf den Tod des Andern. Oft tun sie so, als liebten sie einander und dann übertreiben sie diese heuchlerische Liebe bis zu einem ekelerregenden Grade, um die wirkliche Art ihrer Gefühle zu verbergen. Wenn in einer solchen Ehe ein Dritter auftaucht, dann wird ein gutes Stück Wut in ein positives Gefühl zurückverwandelt und so mancher Ehegatte weiß nicht, daß er seinen Frieden oder den Waffenstillstand einem heimlichen Freunde seiner Frau zu verdanken hat. Das gilt natürlich ebenso von den heimlichen Geliebten der Männer.

Der Unterschied zwischen der heroischen Form des Hasses und der des Alltags ist der folgende: Auf der Bühne ermordet Medea ihre beiden Kinder mit einem Dolch, weil sie nur diesen Weg sieht, um Jason, der sie nicht mehr liebt, empfindlich zu treffen. Es ist in unseren Zeiten schon vorgekommen, daß eine Mutter gegen ihren Willen einen Unfall arrangiert, der zu demselben tödlichen Ende führt. Man verdrängt heute, was die antiken Heldinnen vor dreitausend Jahren bewußt getan haben. In Paris ging eine Mutter mit ihren beiden Buben, zwei und fünf Jahre alt, am Ufer der Seine spazieren. Das ältere Kind fiel ins Wasser, das jüngere Kind gleich darauf ebenfalls und beide ertranken. Die Mutter konnte über den Hergang des Unglücks keine Auskunft geben. Ein Schleier habe sich um ihre Augen gelegt. Leute, die das Unglück mitangesehen hatten, berichteten, die Mutter habe das jüngere Kind dem älteren nachgeworfen. Diese Frau lebte von ihrem Manne geschieden und wußte, daß er im Begriffe stand, sich wieder zu vermählen. Wir geben zu, daß dieser „Medeakomplex" selten ist. Es gibt aber viele Mütter, die heimlichen Groll gegen ihre Kinder hegen. Er erscheint in der umgekehrten Form einer übergroßen Liebe, und sie verderben die Kinder. Nur eine glückliche Mutter kann ihre Kinder glücklich machen. Wenn sie unglücklich ist, dann ist sie immer eine Gefahr für ihre Kinder und das selbst mit den besten Absichten.

Dichter kennen genau die Bipolarität von Aufbau und Zerstörung. Sie verstehen, uns mit ihrer Kunst verständlich zu machen, was wir zwar alle fühlen, aber mit dem Verstande nicht begreifen können. Nachdem Romeo seine Julia geheiratet hat, wird er verbannt. Fern von seiner Geliebten zu leben, ist für ihn schlimmer als der Tod. Der freundliche Bruder Lorenzo will helfen. Sein kühner Plan gelingt aber nicht und beide Liebende gehen durch ein Mißverständnis zugrunde. Romeo sieht Julia, die vom Bruder Lorenzo in einen künstlichen Schlaf versetzt ist, hält sie für tot und vergiftet sich an ihrer Bahre. Julia erwacht aus ihrem magischen Schlaf, und wie sie ihren Geliebten tot zu ihren Füßen erblickt, ersticht sie sich mit Romeos Dolch. Das wäre ein ärgerliches Mißverständnis, ein wenig befriedigender Schluß des Liebesliedes, wenn der große Dichter uns nicht den Atem des Weltgeistes fühlen ließe über alle Intrigen und künstlichen Pläne hinaus. Sie müssen sterben, weil sie zu innig lieben. Neben der Liebe steht der Tod. Die Wege der Zerstörung sind mannigfaltig, aber die Urgewalt ist immer die gleiche.

In alten Zeiten schickten Könige einen Sendboten, der für sie zu werben hatte. Wenn der Ritter mit der liebenswürdigen jungen Königin zurückkam, war alles eitel Liebe und Freude. Wenn aber der gewünschte Schwiegervater die Hand seiner Tochter verweigerte, dann mußte diese Beleidigung gerächt werden. Das Land der Jungfrau wurde mit Krieg überzogen und womöglich blieb von der Hauptstadt des störrischen Vaters kein Stein auf dem andern. Der Freier war zweifellos nicht wirklich in eine Prinzessin verliebt, die er niemals in seinem Leben gesehen hatte. Ebensowenig konnte er später diese ihm unbekannte Person hassen. Sie wollen sich aber nach der einen oder anderen Richtung ausleben, in Liebe oder im Haß, je nachdem. Das Objekt der Liebe oder des Hasses ist leicht zu finden.

Und willst Du nicht mein Bruder sein,
so schlag' ich Dir den Schädel ein.

Don Josè tötet seine Carmen, weil sie nicht zu ihm zurückkommen will. Dann ruft er: „Seht mich hier Blut gerötet! Ja, ich habe sie getötet, Carmen, mein angebetet' Leben!" Die nämliche Kraft, mit der er liebt, drückt ihm den mörderischen Stahl in die Hand. Der Beispiele für das gibt es kein Ende. Shakespeares Königin Margarete, die Frau des Schwächlings Heinrich VI., verwandelt sich in eine Furie, weil sie auf die Liebe ihres Suffolk verzichten muß. Die Furie steckt in ihr von Anfang an wie in Kriemhild. Wären diese Frauen nicht voll Leidenschaft, sie würden weder so heftig lieben noch so heftig hassen.

Die Jungfrau von Orléans war vermutlich eine Paranoikerin, trotz ihrer großartigen Verteidigung durch Bernard Shaw. Sie litt an Halluzi-

nationen, verwandelte sich aus einem Bauernmädchen in einen Ritter und Retter ihres Vaterlandes, was man wohl trotz ihres vorübergehenden Erfolges Größenwahn nennen darf. Eine homosexuelle Komponente ist nicht zu verkennen. Nicht einmal vor dem Gerichtshof war sie zu bewegen, ihre Männerkleidung abzulegen. Sie liebt die Männer nicht, sie tötet sie. Da sie selbst ein Mann ist, braucht sie keinen zur Ergänzung. Sie haßt die Männer (rationalisiert: nur die Engländer), weil sie aus inneren Gründen Männer nicht lieben konnte. Aber diese Figuren aus alten Historien und Sagen können nur selten analysiert werden, weil wir nicht genügend brauchbares biographisches Material von ihnen haben. Man zeigt uns eine Heldin, eine Heilige, statt eines armen kleinen Mädchens inmitten ihres seelischen Konfliktes. So steht es auch mit einer anderen französischen Heldin, Charlotte Corday, die in der großen Revolution Marat ermordet hat. Ihre Schritte dröhnen auf dem welthistorischen Resonanzboden. Wir wissen aber so gut wie nichts zur psychologischen Erklärung ihrer Tat. Trotz ihrer Schönheit hatte dieses Mädchen inmitten der lockeren Sitten anderer niemals zärtliche Beziehungen zu einem Manne. Vor ihrer Tat lebte sie zwei Jahre lang in einem kleinen Zimmer in der Normandie, einsam und immerwährend in Bücher vertieft. Wir verstehen, daß die Revolution, deren einzelne Phasen sie aufmerksam verfolgte, diesem Mädchen die Möglichkeit gab, ihren Haß zu aktivieren. Weil wir aber nicht genug von ihr wissen, verstehen wir nicht, warum dieses schöne Mädchen den Weg zur Liebe nicht finden konnte.

Die Ahnin aller weiblichen Attentäter ist die biblische Judith. Wir wissen durch die Darstellung der Heiligen Schrift mehr über sie als über Charlotte Corday. Holofernes, der schreckliche Heerführer des noch schrecklicheren Königs der Assyrer, Nebukadnezar, belagerte die jüdische Stadt Bethulien. Dort lebte eine junge Frau von außerordentlicher Schönheit und streng sittlichem Lebenswandel. Seit drei Jahren und vier Monaten war sie verwitwet, legte ihre Trauerkleider nicht ab, fastete viel und betete auf dem Dach ihres Hauses. Das Volk in der belagerten Stadt litt an Hunger und Durst; aber nicht so lange wie Judith, die seit vierzig Monaten dürstete und das Gesetz dennoch niemals übertreten hatte. Die Juden sprachen von Übergabe der Stadt und sogar vom Bruch der Speisegesetze. In ihrer Not wollten sie essen, was Gott verboten hat. Da kam Judith zu einem ungeheueren Entschluß. Sie sprach mit ihrem Gotte in einem herrlichen Gebete, das mit folgenden Worten begann:

„Herr, Gott meines Vaters Simeon, dem du das Schwert in die Hand gabst zur Bestrafung der Heiden, die gelöst hatten die Scham der Jungfrau zur Schande und ent-

blößten ihre Hüften zur Schmach und entweihten die Scham zur Beschimpfung, da du doch gesagt: nicht so soll es sein, und sie taten es dennoch.

Wofür du ihre Führer dem Morde preisgabst und ihr Lager, das von der Sünde wußte, dem Blute, und du schlugest Knechte samt Herren und die Führer auf ihren Thronen.

Und du gabst ihre Weiber zur Beute und ihre Töchter der Gefangenschaft und alle Rüstungen zur Plünderung für die von dir geliebten Söhne, die für dich geeifert hatten und die Beschimpfung ihres Blutes verabscheuten und dich um Hilfe anriefen; Gott, mein Gott, höre mich, die Witwe . . .“

Aus diesem Gebete wird klar genug, daß Judith wußte und überlegte, was den Frauen bevorstand, sobald die Heiden in die Stadt eingedrungen waren. Bewußt empfindet sie diese unmittelbar drohende Zukunft als unerträgliche Schmach. Wer aber bürgt für ihr Unbewußtsein? Die Bibel ist schweigsam über ihre Ehe mit Manasse, den zur Zeit der Gerstenernte ein Sonnenstich verdarb. Die Psychoanalyse weiß, daß überzärtliche Gattinnen, überängstliche Mütter, übertraurige und trauernde Witwen nicht immer die besten Frauen sind. Die Übertreibung ist immer verdächtig. Eine hübsche junge Frau, die nach kurzer und kinderloser Ehe in Trauer ohne Ende dahinlebt, gibt Anlaß zum Nachdenken. Die Bibel gibt uns überdies Anhaltspunkte dafür, daß die Ehe Judiths nicht konsumiert war. Angenommen, Judith hätte ihren Ehemann gehaßt, verachtet und verflucht. Wegen dieser Sünde sei sie nun von ihrem eigenen Gewissen zu ewiger Witwenschaft und Kasteiung verurteilt worden. Das Unbewußte sagt: Dein Gatte war dir nichts; mehr als einmal hast du ihn totgewünscht, dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, jetzt lebe und lache! Das Über-Ich antwortet mit der schrecklichen Stimme des Herrn: Er ist gestorben, weil du es ihm angewünscht hast. Jetzt mußt du dein Leben lang trauern und fasten. Die Psychoanalyse kennt diesen Konflikt, der im Unbewußten abläuft. Das Trieb-Ich wünscht Lust, das Über-Ich antwortet mit Selbstkasteiung. Das geht so drei Jahre lang. Da erwächst den unterdrückten Mächten der Unterwelt Sukkurs: gewaltsame Schändung steht bevor. Auch muß Judith erleben, daß nicht alle Menschen das Gesetz so ernst nehmen wie sie. Schon beschließen einige, die Speisegesetze zu übertreten und hungern doch erst seit einigen Tagen. Im alten Kriege des frommen Bewußtseins gegen das unfromme Verdrängte erneuert sich die Schlacht. Begierde hier und aufgezwungenes Gewissen dort — das ist der ewige Krieg und bis hieher unterscheidet sich Judith nicht von anderen Frauen. Ihre glorreiche Natur zeigt sich aber darin, daß sie ad personam diesen Kampf durch eine unerhörte Tat beendigt, durch ein Kompromiß, das beide Teile — Trieb-Ich und Über-Ich — zufriedenstellt. Es ist billig, daß sie unsterblichen Ruhm dafür erntet. Sie war

die schönste Frau der Stadt und mußte darauf gefaßt sein, nach dem Falle Bethuliens dem Holofernes selber zugeführt zu werden. Das Unbewußte konnte ihm dafür nicht gram sein. Aber das Bewußtsein haßte ihn als den Feind ihres Volkes und ihrer Ehre. Könnte man nicht aber lieben und hassen zugleich? Könnte man nicht lieben, um besser hassen zu können? Und aus der Schändung eine Ehrung machen?

Als sie soweit gekommen war, legte sie zum erstenmal die Witwenkleidung ab, salbte ihren Leib mit feiner Myrrhe und machte sich sehr schön. Und sie ging hinaus und liebte ihn, fing ihn ein wie eine Buhlerin und haßte ihn dabei und hieb ihm den Kopf ab wie eine Heldin. Ihre Tat ist der klassische Fall für politische Attentate der Frau. Ihre Nachfolgerinnen haben selten diesen Grad von Schönheit und von Offenheit erreicht.

In der biblischen Darstellung greift Gott selbst ein und Judith kommt unberührt von Holofernes in ihre Heimatstadt zurück. Es gehört ein starker Glaube zu der Annahme, daß der General in Gegenwart der Schönheit, um die er sich bewarb, eingeschlafen sein soll, bevor er sein Ziel erreicht hatte. Friedrich Hebbel in seiner Tragödie zeigt Judith von tragischen Schauern geschüttelt, weil sie nach der Tat einzusehen beginnt, daß ihr Heroismus nicht frei war von Fleischeslust.

Judith: Es ist mehr als eine Heldentat; ich möchte den Helden sehen, den seine größte Tat nur halb so viel gekostet hat, wie mich die meinige.

Mirza: Du sprachst von Rache. Eins muß ich dich fragen. Warum kamst du im Glanze deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hättest du es nie betreten, du hättest nichts zu rächen gehabt.

Judith: Warum ich kam? Das Elend meines Volkes peitschte mich hierher, die dräuende Hungersnot, der Gedanke an jene Mutter, die sich ihren Puls aufriß, um ihr verschmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgesöhnt. Dies alles hatt' ich über mich selbst vergessen.

Mirza: Du hattest es vergessen. Das also war's nicht, als du deine Hand in Blut tauchtest!

Judith (langsam, vernichtet)*:* Nein, — nein, — du hast recht, — das war's nicht, — nichts trieb mich, als der Gedanke an mich selbst. O, hier ist ein Wirbel! Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte, — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig, als jetzt mir! Dank? wer will den? Aber jetzt muß ich meine Tat allein tragen und sie zermalmt mich!

Mirza: Holofernes hat dich umarmt. Wenn du ihm einen Sohn gebierst: was willst du antworten, wenn er dich nach seinem Vater fragt?

Judith: O, Mirza, ich muß sterben und ich will's . . .

Schließlich behält Mirza recht, wenn sie ausruft: „Eine Frau soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer töten!" Fügen wir hinzu, daß Frauen, auch um Kinder zu gebären, Männer brauchen. Vielleicht waren nicht genug

Männer in Bethulien oder die Männer waren nicht Manns genug. Manche Judith erklärt sich so am besten.

*

Wenn wir übermäßig große Liebe studieren, finden wir regelmäßig als ihren Untergrund verdrängte und gestaute Liebe zur Mutter. So wird es uns nicht zu sehr in Erstaunen versetzen, wenn wir als Untergrund so manchen großen Hasses die andere Seite eines schlecht erledigten Ödipuskomplexes finden: Haß gegen den Vater, vermischt mit einer unterdrückten Verehrung für ihn. Der erste Wirbel im Leben entsteht dort, wo das Kind zuerst Liebe fordert, die ihm versagt wird. Die Eltern sind die natürlichen Repräsentanten der Kultur und Kultur verlangt immer wieder Verzicht. Die Eltern können dem Kinde nicht immer seinen Willen tun. Sie verbieten ihm dies, sie strafen es für das, sie entziehen sich den Ansprüchen des Kindes an ihre Person. Das Kind widersetzt sich leidenschaftlich. Seine erste selige Überzeugung war: „Sie lieben mich, ich kann ihrer sicher sein." Später entdeckt das Kind, was ihm häufig zum Schock wird: „Sie lieben mich nicht, sie lieben einander mehr als mich. Sie ziehen ein älteres, ein jüngeres Geschwister vor!" Diese Entdeckung erzeugt Wut oder Angst oder beides. Oft lösen Angst und Wut einander ab. In der zornigen Periode werden Rachepläne geschmiedet, infolgedessen fürchtet sich das Kind vor den Gegenaktionen des mächtigen Vaters. Eltern sind ja geheiligte Personen und das Kind fühlt bald eine Instanz in seinem Innern, die unmoralische Tendenzen verurteilt. Der Konflikt wird unheimlich und verschwindet aus dem Bewußtsein. Er ist verdrängt und wird unbewußt fortgesetzt. Im Unbewußten gibt es aber keine Vernunft, keine verünftige Moral, kein Vorbild, dem man nachstreben könnte. In diesem dunkeln Teil der Seele wird der Konflikt niemals ordentlich erledigt. Statt dessen erhält er sich ohne Rücksicht auf die ablaufende Zeit und wir erkennen ihn an den sonderbarsten Reaktionen und Übertragungen.

Politische Mörder übertragen ihr unerledigtes Vaterproblem auf den Landesvater. Sie kämpfen gegen irgend eine politische Autorität, aber sie meinen, ohne es zu wissen, ihren eigenen Vater. Die Ermordung des Präsidenten Lincoln war zweifellos eine der dümmsten Taten der Weltgeschichte. Sein Mörder war John Wilkes Booth, ein mäßig guter Schauspieler, der aber der Sohn eines der bedeutendsten englischen Tragöden war. Wieder ein junger Mann, der im Schatten eines berühmten Vaters aufwuchs. Er wurde Schauspieler, um seinem Vater gleich zu werden, aber die Identifizierung gelang ihm nicht. Er hatte drei Brüder, die auch alle Schau-

spieler geworden waren. Einer von diesen — er war sechs Jahre älter als John — hatte das Glück, noch berühmter zu werden als sein Vater. Man hielt ihn für den größten Schauspieler seiner Zeit, und Menschen wie Emerson gehörten zu seinen Verehrern. So wurde der hoffnungslose Kampf des späteren Mörders vom Vater auf den Bruder übertragen: ein berühmter und ein unbedeutender Künstler. John Booth änderte seinen Namen in Wilkes. Er wollte nicht so heißen wie sein Vater und seine Brüder. Wilkes war der Name seiner Mutter: von dem erbarmungslosen Vater floh er zur liebenden Mutter. Wir sehen häufig, daß Brüder oder Söhne berühmter Männer ihren Namen aufgeben, um dem Drucke zu entgehen, der mit dem Namen zusammenhängt.

Schließlich verließ John Wilkes die Bühne und wurde Geschäftsmann. Auch hier wiederum vermutlich mit mäßigem Erfolg. Für Politik hat er sich den größten Teil seines Lebens gar nicht interessiert. Eine kurze Zeit nur nährte er den Gedanken, in die Armee der Südstaaten einzutreten. Einige Jahre allerdings scheint er den Gedanken mit sich herumgetragen zu haben, Lincoln zu ermorden. Er soll zwei Jahre vor seiner Tat gesagt haben: „Was für eine großartige Gelegenheit, sich unsterblich zu machen, wäre das, wenn man den Lincoln ermordete!“ Die theatralische Form der Ermordung ist wohlbekannt. Lincoln saß im Theater in einer Loge. Booth erschoß ihn von rückwärts, sprang dann auf die Bühne und rief: *„Sic semper tyrannis!“* In diesem Augenblick war er bestimmt ein größerer Schauspieler als sein Vater und sogar als sein göttlicher Bruder. Er hatte, um mit Fiesco zu sprechen, „getan, was jene nur malten“. Er lief hinaus und bestieg ein Pferd, brach aber dabei ein Bein. Freunde versteckten ihn einige Tage lang in einer Scheune. Dort wurde er entdeckt. Er weigerte sich, seine Waffen auszuliefern und erklärte, daß man ihn nicht lebend fangen würde. Die Soldaten schossen und töteten ihn. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Sagt meiner Mutter, daß ich für mein Vaterland gestorben bin.“

Die Tat eines Schauspielers! Wie der Traum Phantasie und Wirklichkeit verwechselt, so diese Tat. Sie nimmt aus dem Unbewußten die unglückliche Rivalität gegen den Vater und Bruder, vom Theater nimmt sie die Rolle eines tragischen Helden und aus der Wirklichkeit das Leben des großen Patrioten Lincoln. In solchen Charakteren ist der Wirklichkeitssinn durch den Ödipuskomplex herabgesetzt, sie leben in einem Dämmerzustand auf der Stufe des primitiven Menschen oder des kleinen Kindes. Man glaubte ihm nicht seine Schlagworte „Tyrann“ und „Freiheit der Südstaaten“ und man suchte nach anderen Motiven. Man fand diese Motive in Booths Wunsch, berühmt zu werden. Er soll gesagt haben: „Der ehrgeizige Jüngling, welcher

den Tempel von Ephesus in Brand steckte, ist berühmter geworden als der fromme Narr, der ihn erbaut hat".

Für die Psychoanalyse ist das „Geltungsbedürfnis" nur die Vernünftigmachung (Rationalisierung) des wirklich verursachenden Motivs. Der fromme Narr ist der Vater und der Brandstifter ist der Sohn. Wirklich spielt der Wunsch, berühmt zu werden, bei vielen Verbrechern eine wichtige Rolle. Die Zeitungen unterstützen diesen Wunsch, wenn sie über ungewöhnliche Verbrechen mit allen Einzelheiten und nicht ohne eine gewisse Bewunderung berichten. Aber der Wunsch, berühmt zu werden, ist zu sehr auf dem Verstande aufgebaut, um Akte der Leidenschaft zu erklären. Das Dämonische in uns ist ganz unabhängig von vernünftigen Erwägungen. Es gibt keinen politischen Mörder in dieser Welt, der zu seiner Tat ausschließlich durch vernünftige Erwägungen veranlaßt worden wäre. Dabei gehen wir soweit, auch den Wunsch nach Berühmtheit zu den vernünftigen Erwägungen zu rechnen. Wenn es vor 1865 schon eine Psychoanalyse gegeben hätte und John Booth mit Erfolg analysiert worden wäre, hätte er Abraham Lincoln nicht ermordet.

Die Psychoanalyse lehrt, daß unser triebhaftes und unbewußtes Ich bei Taten der Leidenschaft den Ausschlag gibt. Und alle bedeutenden Taten sind Akte der Leidenschaft. So könnte man beispielsweise fragen, ob die Psychoanalyse auch imstande gewesen wäre, die amerikanische Revolution gegen England zu unterbinden. Die Antwort ist: Niemals hätte Psychoanalyse jene Männer überzeugen können, daß ihre Handlungen unvernünftig seien. Dem Booth hätte die Analyse klar gemacht: „Du überträgst den Haß deiner Kindheit gegen Vater und Bruder auf den Landesvater. Aber Lincoln ist nicht dein Vater, er ist nicht verantwortlich dafür, daß dein Bruder mehr Erfolg hat als du, ebensowenig dafür, daß dein Vater den älteren Bruder vorzieht. Für Politik interessierst du dich nicht wirklich. Dein steigender Haß gegen Lincoln beruht auf einem Irrtum. Die Wirklichkeit schaut ganz anders aus als sie dir vorkommt . . ." Mit den Rebellen des 18. Jahrhunderts, mit den Bürgern von Boston, hätten wir nicht so sprechen können. Sie hätten uns geantwortet: „Es ist möglich, daß wir geborene Rebellen sind. Aber siehst du nicht die Ausbeutung? Ist nicht die Freiheit ein hohes Ideal und ist nicht gerade jetzt der Augenblick gekommen, um sie zu erkämpfen?" Wo der Verstand spricht, dort hat die Psychoanalyse keine Einwendung. Wo die triebhaften Tendenzen und die praktische Nützlichkeit einer Handlung übereinstimmen, dort gerade werden die größten Taten ausgeführt.

Aber auch die Helden rund um Washington bekämpften triebhaft ihren Vater. Das tritt in der Sage des Rip van Winkle hübsch in Erscheinung. Er schlief auf einem Felsen ein zur Zeit, als Amerika noch eine englische

Kolonie war. Sein Schlaf dauerte zwanzig Jahre. Als er mit seiner rostigen Flinte endlich zurückkam in sein Dorf, sagte er, er sei ein treuer Untertan König Georg III. Mittlerweile waren die Vereinigten Staaten eine Republik mit einem Präsidenten geworden und die Söhne, die sich von ihrem Vater befreit hatten, schauten feindselig auf den Einen, der die Zeit verschlafen und ein treues Kind seines Vaters geblieben war.

*

Es gibt Taten, die gestern geschehen sind und heute schon vergessen. Andere Taten sind unvergeßlich und die Zeit kann ihr Andenken nicht auslöschen. So eine Tat war die Ermordung Julius Cäsars am 15. März des Jahres 44 v. Chr. Plutarch hat sie ausführlich beschrieben. Shakespeare folgt in seiner Tragödie manchmal wörtlich dieser Darstellung.

Nach dem Morde erschien Brutus auf dem Forum und hielt die folgende merkwürdige Rede:

„Ist jemand in dieser Versammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäsars, dem sage ich: des Brutus Liebe zu Cäsar war nicht geringer als seine. Wenn dieser Freund dann fragt, warum Brutus gegen Cäsar aufstand, ist dies meine Antwort: nicht, weil ich Cäsar weniger liebte, sondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäsar lebte und ihr stürbet alle als Sklaven, oder daß Cäsar tot ist, damit ihr alle lebet als freie Männer? Weil Cäsar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich, weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn. Also Tränen für seine Liebe, Freude für sein Glück, Ehre für seine Tapferkeit und Tod für seine Herrschsucht!"

Ein hübsches Beispiel für „Ambivalenz" im Bewußtsein. Was diese lakonische Rede verbirgt ist wichtiger als was sie sagt. Jedermann weiß, daß Cäsar mit den Worten an Brutus gerichtet, starb: „Auch Du mein Sohn!" Diese Worte haben schon im Altertum Nachdenken erregt. Plutarch berichtet: „Cäsar hat, wie man weiß, mit der Servilia, die rasend in ihn verliebt war, den vertrautesten Umgang gepflogen und gerade zu der Zeit, wo diese Liebschaft am feurigsten war, wurde Brutus geboren, so daß ihn Cäsar gewissermaßen als seinen Sohn betrachtete".

An diesem „gewissermaßen" liegt es. Weder wir, noch wahrscheinlich Brutus oder Cäsar selbst wußten für sicher, wer des Brutus Vater sei. Wer des Cäsars letztes Wort als ein Geständnis auffassen will, der mag in Brutus des Cäsars wirklichen Sohn, seinen einzigen Sohn, erblicken. Cäsar handelte darnach: „Brutus nahm an seiner Macht soviel teil, wie er selbst wollte. Es hing ganz von ihm ab, der Erste unter seinen Freunden zu sein und bei ihm am meisten zu gelten.

Cäsar soll, als einige ihn vor dem Brutus warnten und ihn ermahnten auf seiner Hut zu sein, die Hand an den Leib gelegt und gesagt haben: Wie, meint ihr, daß Brutus nicht auf dieses Stückchen Fleisch warten wolle? Als ob kein anderer als Brutus verdiente, ihm im Besitz der höchsten Gewalt zu folgen. Soviel ist wohl gewiß, daß er der erste und angesehenste Mann in Rom würde geworden sein, wenn er sich noch eine kurze Zeit mit dem zweiten Range nach Cäsar begnügt hätte."

Der gleich Cassius bleiche und magere Brutus war aber bockig von Anfang an.

„Als Pompejus und Cäsar die Waffen gegeneinander ergriffen und die Herrschaft in große Verwirrung geriet, ließ sich sehr vermuten, daß Brutus Cäsars Partei ergreifen würde, weil sein Vater kurz vorher auf Pompejus Befehl war getötet worden. Aber er hielt es für seine Pflicht, das öffentliche Interesse dem seinigen vorzuziehen, und in der Überzeugung, daß Pompejus begründetere Ursachen zum Kriege hätte als Cäsar, erklärte er sich ohne Bedenken für jenen. Obwohl er bisher den Pompejus, wenn er ihm begegnete, nicht einmal eines Grußes oder einer Anrede gewürdigt, sondern es für ein großes Verbrechen gehalten hätte, mit dem Mörder seines Vaters zu sprechen, unterwarf er sich ihm jetzt doch als dem Feldherrn des Vaterlandes und schiffte nach Sizilien als Legat des Sestius, dem diese Provinz zugefallen war . . . Pompejus soll sich auch darüber so sehr gefreut und verwundert haben, daß er, als Brutus auf ihn zuging, von seinem Sitze aufstand und ihn, wie einen der vornehmsten Männer, vor aller Augen umarmte."

Ist es nicht sonderbar, daß Brutus gegen Cäsar, der ihm schon damals Zeichen des Wohlwollens in Fülle gab, die Waffen ergriff, um dem zu dienen, der seinen offiziellen Vater ermordet hatte? Es war ja gar nicht so sicher, ob die Sache des Brutus gerechter war als die des Cäsars und überdies war Cäsar des Brutus väterlicher Freund und ein Genie. Deshalb wissen wir nicht, ob wir hier den unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn des Brutus bewundern oder nicht lieber uns erinnern sollen, daß es unterirdische Mächte gibt, welche diesen Mann zuerst zu einem Parteigänger von seines Vaters Mörder und später zum Mörder seines zweiten Vaters machten. Die Geschichte hat gezeigt, daß die Ermordung Julius Cäsars ihren Zweck vollkommen verfehlte. Goethe nennt sie die „abgeschmackteste Tat der Weltgeschichte". Cäsar war der größte Mann, den Rom je hervorgebracht hat. Nach seinem Tode wurde beinahe automatisch ein viel kleinerer Mann Kaiser. Damals war die Republik im Zusammenbruch und konnte durch Bluttaten nicht erhalten werden. Die Verschwörer waren mindestens Träumer.

Viele von ihnen waren dem Cäsar neidisch, eifersüchtiges Volk, manche rachedurstig. Der Charakter des Brutus war rein, aber seine Tat war sinnlos. Und doch war dieser Mann ein Denker, ein Staatsmann, der Rom genau kannte.

Gerade er hat die geringen Aussichten zur Erhaltung der Republik selbst zerstört. Robespierre und andere moderne Terroristen haben von den Zeitgenossen des Brutus gelernt, daß ein Putsch nicht nur mit dem Oberhaupt, sondern auch mit den Hauptanhängern aufräumen müsse. Aber Brutus wollte das um keinen Preis.

Decius. Wird niemand sonst als Cäsar angetastet?
Cassius. Ja, gut bedacht. Mich dünkt, daß Mark Anton,
Der so beliebt beim Cäsar ist, den Cäsar
Nicht überleben darf. Er wird sich uns
Gewandt in Ränken zeigen, und ihr wißt,
Daß seine Macht, wenn er sie nutzt, wohl hinreicht,
Uns allen Not zu schaffen. Dem zu wehren,
Fall Cäsar und Antonius zugleich!
Brutus. Zu blut'ge Weise, Cajus Cassius, wär's,
Das Haupt abschlagen und zerhau'n die Glieder,
Wie Grimm beim Tod und Tücke hinterher;
Antonius ist ja nur ein Glied des Cäsar.
Laßt Opferer uns sein, nicht Schlächter, Cajus
Wir alle stehen gegen Cäsars Geist, — — —
Was Mark Anton betrifft, denkt nicht an ihn;
Denn er vermag nicht mehr als Cäsars Arm,
Wenn Cäsars Haupt erst fiel.
Cassius. Doch fürcht ich ihn,
Denn seine Liebe hängt so fest am Cäsar —
Brutus. Ach, guter Cassius, denket nicht an ihn!
Liebt er den Cäsar, so vermag er nichts
Als gegen sich: sich härmen, für ihn sterben.
Und das wär viel von ihm, weil er der Lust,
Der Wüstheit, den Gelagen sich ergibt.

Und nach Plutarch:

„Anfangs waren die Verschworenen, da sie sich über die Unternehmung berieten, sämtlich der Meinung, daß Antonius, ein stolzer, übermütiger Mann und Freund der Monarchie, zugleich mit Cäsar aus dem Wege geräumt werden müßte, weil er durch seine Herablassung und Vertraulichkeit gegen die Soldaten sich einen starken Anhang gemacht hatte, vorzüglich aber, weil er eben jetzt, als Cäsars Kollege, mit der ihm eigenen Kühnheit und Ehrsucht das ganze Gewicht der konsularischen Würde verband. Brutus allein widersetzte sich diesem Vorschlage, indem er sich einmal auf die Gerechtigkeit stützte, dann Hoffnung machte, daß Antonius sich eines besseren besinnen würde."

Er wollte nur ein Opferer, nicht Schlächter sein. Aber gerade durch die Verschonung des Markus Antonius schuf er den Boden für das zweite Triumvirat und wurde in Wahrheit ein Schlächter, der Cäsars Blut umsonst vergoß. Wie sehr steht hier des Brutus Einsicht hinter dem Maß zurück, das man von einem kalten, römischen Republikaner, als deren Blüte er gepriesen wird, verlangen kann!

Was Brutus im Munde führt, was er ohne Zweifel auch für wahr hält, das sind die republikanischen Phrasen, deren Vertreter er durch seine Abstammung, durch seinen Oheim Cato und durch sein gesamtes Milieu werden mußte. Aber dieser Träumer hatte andere und tiefer sitzende Gründe zu einem Groll gegen Cäsar, die man nicht aus seinen Worten, wohl aber aus seinen Taten erkennt.

Das Unbewußte spricht; Cäsar hat deine Mutter entehrt und ist dein Vater. Das Bewußtsein sagt nicht mehr als dies: Cäsar benimmt sich gegen dich wie ein Vater. Das Unbewußte spricht: Was immer Cäsar für dich tut, ist alles zu wenig, so lange du nicht öffentlich sein Sohn heißt und seinen Namen trägst. Das Bewußtsein sagt: Was immer Cäsar für dich tut, ist nicht genug, als daß du den Verlust der Freiheit solltest verschmerzen können. Cäsar ist ein Tyrann; darum hasse ihn.

Das Unbewußte spricht: Du wirst nach Cäsar Cäsar sein. Das Bewußtsein weist diesen Gedanken zurück: du bist ein unerbittlicher Republikaner. Das Unbewußte spricht: je eher Cäsar fällt, desto schneller bist du sein Nachfolger. Das Bewußtsein versteht es anders: je eher Cäsar fällt, desto schneller ist Rom befreit.

Wenn man in knappen Worten ausgedrückt ein solches Wechselspiel zwischen dem Bewußtsein und der unbewußten Instanz gelten lassen will, erklärt sich manches, was Erklärung fordert. Man findet im Gemüt des Brutus hinter einer übergewaltigen Freiheitsliebe versteckt das sogenannte Kronprinzmotiv. Die Verschworenen meinen die Republik und wollen deshalb alle Häupter beseitigen, die, monarchistisch gesinnt, auch nach dem Sturze Cäsars der Republik Schaden zufügen könnten. Brutus, ihr Anführer und scheinbar reinlichster Genosse, meint Cäsar und niemanden außer ihm. Denn das Unbewußte weiß nichts von Republik, nichts von Bedrückung und Tyrannei, es kennt nur einen Cäsar, den es aus persönlichen Gründen haßt. Das „Es" ist ein egoistisches Prinzip. Wie stolz ist Brutus, umweht vom Atem einer großen Tat: Nicht weil ich Cäsarn weniger liebte, sondern weil ich Rom mehr liebte! In diesem Augenblick weiß er noch nicht, daß er lügt. Die Wahrheit ist, nicht weil er Rom liebte, sondern weil er seinen Vater haßte.

In der Nacht vor der Schlacht bei Philippi, in der Brutus sein Leben verlor, hatte er eine Vision, die Plutarch folgendermaßen schildert:

„Als er nun im Begriff war, das Heer nach Europa überzuführen, wurde sein Zelt tief in der Nacht nur von einem schwachen Lichte erhellt und im ganzen Lager herrschte eine allgemeine Stille. Brutus, der mancherlei zu überlegen hatte und in Gedanken vertieft war, glaubte jemanden hereintreten zu hören. Er sah also nach dem Eingange hin und erblickte eine seltsame, fürchterliche Gestalt von ungeheurer Größe, die schweigend neben ihm stand. Doch hatte er das Herz zu fragen: ‚Wer bist du? Ein Mensch oder ein Gott? Zu welchem Zweck kommst du zu uns?‘ Die Erscheinung antwortete: ‚Ich bin, Brutus, dein böser Genius, bei Philippi wirst du mich wiedersehen.‘ Ohne sich zu entsetzen, erwiderte Brutus: ‚Gut, ich werde dich sehen.‘ “

Man weiß, daß Shakespeares Genie den bösen Geist mit dem bösen Geist Cäsars identifiziert. Was ist Cäsar? Ein Tyrann, ein Unterdrücker, einer, den nach der höchsten Macht gelüstet, der nur heuchlerisch die Krone Roms zurückweist. Ganz desgleichen ist das Böse in Brutus, dem Kronprinzen. Der edle Brutus ist ein Freiheitsheld. Haben wir des Nachts auf seine Träume gehorcht?

„Er suchte zwar öffentlich immer unerschütterlich zu bleiben und die gehörige Gemütsfassung zu behalten, aber zu Hause und des Nachts war er nicht derselbe Mann. Oft weckte ihn die Sorge wider seinen Willen aus dem Schlafe, oft war er ganz in Gedanken vertieft und mit den Schwierigkeiten seines Unternehmens so sehr beschäftigt, daß es seiner neben ihm schlafenden Gattin nicht entging, daß er wider seine Gewohnheit voll Unruhe war und mit einem höchst gefahrvollen und verwickelten Anschlage umging.“

Das Böse, für das im Bewußtsein des Brutus nicht Platz sein sollte, wuchs riesengroß. Es mußte erschlagen werden. Da es an Gestalt vollständig dem großen Julius glich, hat Brutus den Cäsar erschlagen. Da haben wir das immer wiederkehrende tragische Mißverständnis. Nach seiner Tat hat Brutus einiges davon verstanden. Er hat ein Stück seines Inneren nach außen projiziert und draußen getötet. Aber dieses böse Stück kann draußen nicht getötet werden. Es lebte und wuchs weiter, bis er es bei Philippi wiedersah. Dort hat er seinen Irrtum deutlich erkannt und stürzte sich in sein Schwert. Der Selbstmord ist auch ein tragisches Mißverständnis. Das Böse soll getötet werden. Es ist aber mit dem anderen Teil, nämlich mit dem Teil, der tötet, so eng verbunden, daß beide Teile miteinander zum Orkus fahren.

Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose

Freud unterscheidet bekanntlich Aktualneurose und Psychoneurose. Das eigentliche Objekt der psychoanalytischen Forschung und Therapie ist die letztere. Die Psychoneurosen, deren Symptome körperlicher Natur sein können (z. B. hysterische Lähmungen), oder seelischer Natur (z. B. Zwangsvorstellungen) entstehen aus dem Konflikt zwischen dem Bewußten und den verdrängten Vorstellungen des Unbewußten, sie sind also seelischen Ursprungs, psychogen; die Aktualneurosen, deren Symptome ebenfalls körperlicher Natur sein können (z. B. Atemnot) oder seelischer Natur (z. B. Verstimmung) sind hingegen nicht psychogen, sie entstehen vielmehr aus körperlichen Ursachen, aus Störungen der Sexualfunktion, sie stellen gewissermaßen den toxischen Ausdruck dieser Störungen dar. Freud sah also in seinen ersten Arbeiten, in denen er die Aktualneurose von seinem künftigen großen Arbeitsgebiet gleichsam im vorhinein abgrenzte und abtrennte, als den Motor der Aktualneurose (z. B. der Neurasthenie) die Häufung körperlich-chemischer Sexualstoffe an. Können die Psychoneurosen nur durch das Herausholen der verdrängten Vorstellungen aus dem Unbewußten, also durch die Analyse geheilt werden, so bedarf es bei der Aktualneurose im allgemeinen nur der Beseitigung des pathogenen körperlichen Moments, also z. B. der Aufhebung der Sexualabstinenz, der Einstellung des Coitus interruptus oder der Onanie (der Erwachsenenonanie), um das Verschwinden des aktualneurotischen Symptoms zu erzielen. Wohl hat sich in den dreieinhalb Jahrzehnten, die seit der Niederschrift der Freudschen Erfahrungen über die Aktualneurose verstrichen sind, gezeigt, daß die reine Aktualneurose weitaus seltener vorkommt, als angenommen werden konnte, daß sie meistens mit psychoneurotischen Erscheinungen vermengt auftritt, und daß es sich vielfach um Psychoneurosen mit einem aktualneurotischen Kern handelt, deren Auflösung doch nur auf psychotherapeutischem Wege, auf dem Wege der Auflösung des Unbewußten möglich ist, an der sexualsomatischen Erklärung der Aktualneurose an sich durfte Freud bis heute immerhin festhalten. Von seinen Schülern hat sich neuerdings besonders Wilhelm Reich in seinem Buche „Die Funktion des Orgasmus" mit der Bedeutung somatischer Mängel und Störungen der Sexualfunktion für die Neurosenbildung beschäftigt.

Die wissenschaftlich interessanteste Symptomengruppe innerhalb der Aktualneurosen bildet wohl die Angst, vor allem darum, weil es sich um ein

Symptom handelt, das sowohl im Bild der Aktualneurose als in dem der Psychoneurose vertreten ist. Freud erwies bereits im Jahre 1895 „die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als ‚Angstneurose' abzutrennen" (Ges. Schriften, Band I, S. 306 ff). Auf der psychoneurotischen Seite ist die Angsthysterie jene Erkrankungsform, in der die Angst dominierend ist. Es ist begreiflich, daß angesichts der Fruchtbarkeit, die der von Freud geschaffenen psychoanalytischen Therapie bei der Behandlung der Psychoneurosen bald beschieden war, das Interesse der psychoanalytischen Schule für die als nicht psychogen erkannten Aktualneurosen gering blieb. Die Frage der Behandlung der Aktualneurosen, z. B. der hauptsächlich durch Unterbrechung des Geschlechtsaktes (coitus interruptus) oder durch mangelhafte Befriedigung der Frau bei zu frühem Samenerguß des Mannes (ejaculatio praecox) verursachten Angstneurose, ist keine speziell psychoanalytische. Einzelne psychoanalytische Autoren erachten es aber neuerdings für notwendig, ihr Interesse diesem Nachbargebiet zuzuwenden, zumal da dessen Abgrenzung historisch mit dem Werdegang der Psychoanalyse zusammenhängt, ein Verdienst Freuds darstellt. So behandelt jetzt der Frankfurter Psychoanalytiker Dr. Heinrich Meng in der „Deutschen Ärzte-Zeitung" (vom 8. September 1929) die Frage „Angstneurose und Sexualleben".

Meng führt aus, daß seine Beobachtungen an zahlreichen Patienten im Verlauf der letzten acht Jahre ihm den Beweis erbracht haben, daß Freud Recht hatte, zu behaupten, daß bei Abstellung der Schädlichkeiten des Sexuallebens das aktualneurotische Symptom verschwindet (so weit es nicht von einer gleichzeitig vorliegenden Psychoneurose als das bequemste und geeigneteste Material zur Symptombildung verwendet wird). „In der Tat gelingt es" — schreibt Meng — „eine große Anzahl von Angstkranken, die aktualneurotisch gestört sind, durch Ordnung ihres Sexuallebens angstfrei zu machen . . . Es gelingt bei den meisten Kranken durch sorgfältige Aufnahme der Anamnese Näheres über ihr Sexualverhalten zu erfahren. Die meisten Patienten sind dann bei entsprechender Belehrung bereit, Mißstände abzustellen, meist ist es notwendig, Mann und Frau nicht nur einzeln, sondern auch in gemeinsamen Besprechungen zu beraten. Gerade wenn z. B. die Frage der Konzeptionsverhütung statt durch Coitus interruptus durch Schutzmittel erörtert wird, sollten beide die Gründe dieser Verordnung genau kennen, denn zahlreiche Versager einer Verordnung beruhen auf bewußter Ungeschicklichkeit oder einer unbewußten Fehlhandlung als Ausdruck eines inneren Widerstrebens. Soweit ein Verdacht vorliegt, daß die gynäkologischen Verhältnisse der Frau

nicht normal sind, muß die Konzeptionsverhütung durch den Frauenarzt geordnet werden; bei normalem Befund empfiehlt es sich, die Möglichkeiten der Konzeptionsverhütung mit Mann und Frau durchzusprechen und sie selbst wählen zu lassen, zu welcher Form sie sich entschließen ... Bei etwa 300 Personen, von denen etwa ein Drittel nur chemischen Schutz durchführten, wurden nachteilige Wirkungen nicht beobachtet und die Konzeption verhütet. Die aktualneurotischen Symptome klangen oft auffallend rasch ab."

„Das Problem Angstneurose und Sexualleben" — führt Meng im weiteren Verlauf seiner Arbeit aus — „schließt noch eine Reihe von Teilproblemen ein. Wir haben uns hier vorwiegend mit der allgemeinen Frage beschäftigt, vor allem, ob es für eine Gruppe von Individuen genügt, sexuelle Ungeschicklichkeiten und Schädlichkeiten zu vermeiden, Unwissenheit zu vermindern und sexuelle Erziehungsfehler durch bewußte Belehrung zu korrigieren. In der Tat gelingt es bei diesem Verfahren, eine Reihe von angstneurotischen Symptomen abzustellen. Wir wissen, daß, wo die Aktualneurose mit einer Psychoneurose verknüpft ist, eine seelische Behandlung, die das Unbewußte berücksichtigt, am Platze ist. Die spezielleren Fragen der erotischen Befriedigung können hier nicht behandelt werden. Gerade Reich hat in den letzten Jahren des öfteren darauf hingewiesen, wie bedeutsam die orgastische Potenz für die Triebbefriedigung, Sublimierung und normale, charakterliche Reifung ist, und wie stark die Angst vor dem Orgasmus den Ausbruch einer Neurose provoziert. Es ist ja klinisch bekannt, daß alle psychoneurotischen Erkrankungen mit ganz ähnlichen Symptomen beginnen wie die Angstneurose. Ihre Kenntnis und die Maßnahmen ihrer Bekämpfung als somatische Störung müßte eine allgemeine Voraussetzung des ärztlichen Wissens sein."

„Wir können hier auch nicht das Schicksal jener Anzahl Menschen verfolgen, die seelisch gesund bleiben und nachweislich sexuell abstinent leben. Es würde sich also hiebei nur um Individuen handeln, die weder durch gelegentlichen Sexualverkehr, noch durch Onanie eine Ausnahme machen, und die bei jahrelanger Beobachtung arbeitsfähig und genußfähig bleiben, ohne neurotische Symptome zu produzieren. Beobachtungen, die ich an einem buddhistischen Mönch machte, der zwar nicht in Analyse stand, aber einige Aufschlüsse darüber gab, wie er durch bewußte Schulung seine Libido für fruchtbare, praktische und künstlerische Arbeit verwandte, sprechen dafür, daß es auch bei normal entwickeltem Sexualapparat und normaler Triebkonstitution Menschen gibt, die, ohne neurotisch zu erkranken, in einem außerordentlich hohen Maße sublimieren können. Die Frage der Möglichkeit der Desexualisierung könnte erst dann

beantwortet werden, wenn exakte psychoanalytische Untersuchungen vorliegen. Sie sind durch viele Umstände sehr erschwert, weil sehr selten gesunde Menschen sich einer Psychoanalyse unterziehen, und weil, wenn solche Individuen organisch krank werden, die Frage der Psychoanalyse kaum zur Diskussion gestellt werden dürfte. Die von mir erwähnte Persönlichkeit hatte in den 15 Jahren der Beobachtung zwar stets ein besonderes Interesse für Psychoanalyse, aber lehnte wohl instinktiv ab, sich einer psychoanalytischen Beobachtung durch Analyse zu unterziehen. Das Schicksal des verhältnismäßig frühen Todes anläßlich einer akuten Erkrankung läßt die Frage offen, ob bei hochgradiger Sublimierung nicht allmählieh der Gegenspieler des Sexualtriebes, nämlich der Destruktionstrieb oder Todestrieb an Macht gewinnt und so die Krankheitsbereitschaft und unbewußte Todessehnsucht steigert. Wenn wir in dieser Richtung vielleicht später klinisch weiter vordringen, werden wir bemerken, wie einschneidend die Freudsche Entdeckung der Psychoanalyse auf die Entwicklung der Wissenschaft vom gesunden und kranken Menschen eingegriffen hat und wie erst von Freud aus das Leib-Seele-Problem einer Lösung zugänglich wird; insonderheit seine Arbeiten ‚Jenseits des Lustprinzips' und ‚Das Ich und das Es' ermöglichen Fragestellungen wie die oben gekennzeichnete über den Sexual- und den Todestrieb."

„Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen?"

Von Hans Zulliger (Ittigen-Bern)

Unter diesem Titel hat der Luzerner Psychotherapeut Dr. M. Nachmansohn in der „Allgemeinen Ärztlichen Zeitschrift für Psychotherapie und psychische Hygiene" einen Aufsatz erscheinen lassen, worin er an klinischem Materiale nachzuweisen versucht, daß die Behauptung Sigmund Freuds über die ausschließliche sexuelle Ätiologie der Hysterien unrichtig, bezw. unvollständig sei. An drei Krankheitsfällen bei jungen und unverheirateten Damen, von denen einer ausführlich geschildert wird, bemüht sich Nachmansohn, zu zeigen, daß eine Hysterie auch dann und trotzdem ausbrechen kann, wenn sich der Patient völligem „Ausleben" hingibt, und zwar deshalb und dann, „wenn das Göttliche in uns unterdrückt wird." „Gehe ich die Fälle des letzten

Jahres durch, so habe ich Neurosen infolge verdrängter Sexualität weniger angetroffen, als solche infolge verdrängter ethisch-ästhetischer Bedürfnisse", schließt er seinen Bericht und folgert: „Der Freudsche Satz, die Menschen würden sich wohler befinden, wenn es ihnen möglich wäre, schlechter zu sein, hat hier seine volle Widerlegung gefunden".

Wir sind mit der Anmerkung der Schriftleitung jener Zeitschrift einverstanden, daß das Problem, welches Nachmansohn anschneidet, wichtig genug sei, um diskutiert zu werden. Es ist nicht das erstemal, daß innerhalb oder außerhalb der Psychoanalyse der Versuch gemacht wird, das „Göttliche", will sagen das „Nichtsexuelle", als den wesentlichsten Faktor zur Neurosenbildung zu retten, die Psychoanalyse als technisches Untersuchungsverfahren zu behalten, aber als Lehre, als Wissenschaft in ihren Grundzügen zu erschüttern und umzustürzen. Aus diesem Bestreben kamen die Abspaltungen Adlers und Jungs. Nachmansohn hebt hervor, daß auch E. v. Düring, Michaelis, Maeder u. a. schon lange darauf hingewiesen hätten, daß nicht nur die Verdrängung libidinöser Kräfte pathogen wirke, sondern auch die der moralischen Tendenzen und Strebungen. Das Beispiel Nachmansohn zeigt, daß die Reihe dieser Versuche noch nicht abgeschlossen ist.

An seinem Aufsatze ist besonders wertvoll, daß er nicht nur einfach spekuliert und behauptet, sondern seine Postulate aus klinischen Erfahrungen ableitet, die eine Nachkontrolle gestatten und eine handgreiflichere Diskussion erlauben, als wenn er nur theoretisiert hätte. Sehen wir uns deshalb vorerst jenen Krankheitsfall an, den er am eingehendsten schildert:

„Eine 22jährige Patientin aus besserer Schweizer Beamtenfamilie erschien bei mir mit der Angabe, sie müsse vor jedem aufregenden Erlebnis erbrechen, hauptsächlich aber, wenn sie ihren Freund erwarte. Nach dem Erbrechen jedoch werde es ihr leichter und sie könne mit ihrem Freund ruhig und gut zusammensein. Doch etwas anderes plage sie noch mehr, die furchtbare Müdigkeit, unter der sie leide. Sie schlafe in der Nacht nur zu gut, aber dennoch sei sie am Tage müde und schläfrig und drohe bei ihrer Arbeit einzuschlafen. All dies wird schlaff vorgebracht. Ihr Appetit sei schlecht, sie ist auch untergewichtig. Aus ihrem Vorleben ergibt sich, daß sie sich vor drei Jahren in ihren Tanzlehrer verliebt habe. Sie hätten miteinander geschlechtlich verkehrt und hätten auch in Gegenwart der Mutter von der Heirat gesprochen. Zwar war die sehr brave Beamtenfrau, wie sie mir sagte, von der Verbindung sehr wenig erbaut; sie widersprach aber nicht, weil es keinen Zweck gehabt hätte. Auch der fromme und abstinent lebende Bruder hatte wenig Freude an der Vereinbarung. Eines Tages hörte er den Bräutigam sich etwas zynisch über die Frauen äußern und berichtete das seiner Schwester. Nach allem, was die Patientin erzählte, waren die Bemerkungen relativ harmlos; dennoch wurde sie von einem so starken Widerwillen gegen ihren Freund erfaßt, daß sie brüsk mit ihm brach, was ihm angeblich sehr nahegegangen sein soll. Er hatte sich ja nicht über seine Braut geäußert und stand einfach vor einem Rätsel. Als sie ihn darauf auf einem Balle sah, fühlte sie zum erstenmale einen Brechreiz auftreten. Sie beherrschte sich

damals und soll sehr blaß geworden sein. Von jener Zeit an mußte sie vor jedem aufregenden Ereignis erbrechen, und die große Müdigkeit fing an, sich zu entwickeln, verbunden mit Appetitlosigkeit und Lebensüberdruß. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als sie vor Jahresfrist ihren jetzigen Freund kennen lernte, mit dem sie bald in geschlechtliche Beziehungen kam. Trotz der als herzlich angegebenen Liebe wollte sie jetzt doch noch nicht ans Heiraten denken und fühlte sich auch keineswegs glücklich. Das Erbrechen trat jedesmal auf, wenn er kam; die Müdigkeit und die übrigen geschilderten Symptome nahmen täglich zu. Die ersten acht Tage war ich mir über die Zusammenhänge völlig im Unklaren. Eine Verdrängung sexueller Libido schien ja nicht vorzuliegen. Sowohl das unmotivierte Fallenlassen des ersten Geliebten, dem sie Unrecht getan zu haben glaubte, das Erbrechen und die Müdigkeit erschienen rätselhaft. Irgend welche Gewissensbisse machte sie sich über ihren Geschlechtsverkehr scheinbar nicht; sie erzählte von ihm mit völliger Selbstverständlichkeit. Sie gab an, daß sie bis zum 15. Lebensjahre leicht erbrochen habe. Dann wäre es aber ganz gut geworden, und seit zwei Jahren wäre es wieder aufgetreten. Angeblich bestand auch gar kein Konflikt. Die Patientin war, wie sie ruhig versicherte, mit ihrem Tun einverstanden. Dann kamen als Retter in der Not charakteristische Träume.

In einem Traum *sah sie ihren ersten Freund und seinen Bruder, beide verbummelt und abgemagert; sich selbst sah sie im Spital, während sie von diesen beiden Menschen Besuch bekam.*

Der zweite Traum, der über ihren wahren Seelenzustand erschreckenden Aufschluß gab, zeigte ihr *einen rotbärtigen Mann, der Augen und Mund ihres jetzigen Geliebten hatte, und der sie auf der Straße mit sexueller Absicht verfolgte. Sie floh ihn und rettete sich zu ihrem Bruder, der ihr ein Pulver gab, nach dessen Genuß ihr sonst pechschwarzes Haar hellblond wurde, wobei sie sich sehr wohl fühlte.*

In einem dritten Traum *sah sie sich vor einem Gericht von katholischen Geistlichen, unter denen ich auch war. Ihre Freundinnen zeigten ihre Hand vor und wurden bald entlassen. Einzig über ihre ausgestreckte Hand machten sie sehr bedenkliche Gesichter. Sie verteidigte sich sehr heftig* und wachte angstvoll auf.

Die Träume ließen sich im Zusammenhalt mit der gut katholischen Erziehung leicht deuten. Ich sagte ihr, daß sich ihre ethisch-religiöse Persönlichkeit gegen ihr jetziges Leben empöre, und daß sie mit Hilfe ihres Bruders ein blondes Gretchen zu werden wünsche — wir hatten in den letzten Tagen gerade von Faust gesprochen — und die schwarzhaarige „Spanierin", wie sie oft bezeichnet wurde, abstreifen möchte. Ich wies sie darauf hin, daß der Gerichtstraum nicht anders gedeutet werden könne, als daß sich ihre Schuldgefühle regen, und daß sie sich auch im Traume gegen die Selbstvorwürfe, die sie in die Geistlichen und mich projiziere, zur Wehr setze. All dies und ähnliches leuchtete ihr ein; es gab reichlich Tränen und ernste Vorsätze, mit denen aber meistens der Weg zur Hölle gepflastert ist. Das war auch hier der Fall. Die Aufdeckung der Zusammenhänge hat aber befreiend gewirkt. Die Müdigkeit verschwand. Sie nahm in 3 Wochen 4 Pfund zu und erbrach nicht mehr, wenn sich auch bei aufregenden Ereignissen Brechreize einstellten. Leider mußte ich in diesem Stadium die Behandlung aufgeben, da ihr Freund das Gefühl bekam, daß sie sich von ihm entferne, seit sie bei mir in Behandlung stand. Wie es ihr jetzt geht, ist mir nicht bekannt, da sie sich nicht mehr gezeigt hat."

Das Überraschende für Nachmansohn war, daß ihre (der 3 behandelten Patientinnen) Träume nicht nur in der manifesten Fassade wesentlich ethischer

waren als ihr Wachdenken[1] und man habe feststellen können, „daß das Beste, die eigentliche Persönlichkeit verdrängt sein könne, und daß diese Verdrängung genau so fatale Folgen haben kann wie die Verdrängung der Libido".

Wir wollen die Art und Weise, wie die Patienten Nachmansohns behandelt wurden — darüber kann man sich aus dem oben wörtlich zitierten Bericht über die eine der Hysterischen wohl ein Bild machen — nicht näher untersuchen vom Gesichtspunkte der psychoanalytischen Technik. Wir stellen nur fest, daß uns die Deuterei der drei Träume nicht nur reichlich gewagt, sondern auch sehr oberflächlich erscheint und an „wilde Analyse" stark erinnert. Aus dem Berichte wird nicht ersichtlich, inwiefern die Deutungen den Einfällen zu den Träumen entsprechen. Es sind auch Gründe vorhanden, darauf hin zu schließen, daß die Traumaanlysen (wenn die Träume überhaupt analysiert und nicht nur gedeutet worden sind) viel zu wenig weit fortgeschritten waren und daß die Deutung durch den Arzt zu einer verfrühten Zeit kam, nämlich vor Eruierung genügenden Einfallmaterials, sodaß die Aufdeckung tiefer liegender Inhalte abgeschnitten und verunmöglicht wurde.

Wenn wir uns die Träume ansehen und überprüfen, so kommen wir, gestützt auf Analogien jeder psychoanalytischen Praxis, zu einer ganzen Anzahl noch sehr summarischer und durchaus nicht bereits spezieller oder detaillierter Vermutungen über latente Trauminhalte und unbewußte pathogene Momente, die wir infolge des Mangels an Einfallmaterial von Seiten der betreffenden Patientin hier nicht mit Sicherheit als Tatsachen behaupten können, die jedoch höchstwahrscheinlich und viel wesentlicher sind, als die Nachmansohnschen Deutungen.

Zum ersten Traume: Dahinter stecken sicher Ansteckungs- und Konzeptionsangst der Patientin und zutiefst ihr Kastrationskomplex, der im Berichte nirgends berücksichtigt wird. Die Analyse dieser Ängste hätte wohl schon an sich eine bedeutend längere Zeitdauer in Anspruch genommen als die 4 Wochen, während derer die Patientin, die zu so weitgehenden theoretischen Formulierungen Anlaß gab, beobachtet werden konnte.

Der zweite Traum zeigt in ganz auffallender Art die erotische Bindung der Patientin an ihren Bruder. Zwar versagt wiederum die Deutung infolge ungenügenden Einfallmateriales, wenn wir uns fragen, was das Pulver für einen Sinn habe. Es liegt nahe, dies zu erraten: im schweizerischen vulgären Sprachgebrauche und in erotischen Liedchen wird das männliche Glied nicht selten mit „Pistole" ersetzt, man sagt von einem alten Manne,

1) „Schöne" Träume, die viel weniger „schöne" latente Inhalte verbargen, waren der Psychoanalyse von jeher bekannt: die „Schönheit" ist ja die sinnvolle Umgestaltung der Traumarbeit, der Traumentstellung.

er habe „sein Pulver verschossen", von einem Impotenten, er habe „kein Pulver mehr" usw. Die symbolische Bedeutung von Pistole und Pulver ist uns jedoch direkt aus Traumanalysen bekannt. Daß die Patientin im Traume das Pulver verschlucken muß, kann einer „Verlegung nach oben" entsprechen, unter Umständen könnte dieser Traumpassus auch leise darauf hinweisen, daß irgendwelche orale Fixierungen in der Patientin unerledigt sind. Bei anscheinend voller Genitalität ist, wie wir ja heute wissen, möglich, daß Fixierungen auf prägenitaler Stufe vorhanden sein und bei genauerer Betrachtung störend auf den Ablauf der „normalen" Geschlechtsfunktion wirken können. Für das Vorhandensein einer oralen Fixierung spricht das Symptom des Erbrechens.

Der dritte Traum zeigt deutlich das Auftauchen eines Übertragungswiderstandes, der hätte analysiert werden müssen, damit die Patientin hätte in der Behandlung bleiben können. Im Traume erscheint der Arzt als ein der Patientin feindschaftlich gesinnter Richter und Angstfigur. Hier wird hintergründlich und auf phobische Art das Kastrationsthema des ersten Traumes wieder aufgegriffen, auf den Arzt übertragen — und es ist völlig logisch, daß die Patientin aus der Analyse läuft, — gleichgültig unter welchen Rationalisierungen, — weil der Arzt nicht merkte, daß sich ein Widerstand bemerkbar machte, offenbar aus der Freude an seinem Funde von „moralischen" Träumen.

Daß das Erbrechen schon vor dem Sexualverkehr der Patientin, nämlich während ihrer Kindheit einst aufgetreten ist (was wir so nebenbei auch vernehmen), zeigt uns wieder einmal von neuem, daß zu einer richtigen Psychoanalyse die Aufdeckung der Kindheitserinnerungen gehört, und daß der Grund zu den Neurosen schon in der Kindheit gelegt wird. Das Wiederauftreten des Erbrechens zu der Zeit, als der Sexualverkehr aufgenommen wurde und der erste Freund seine abschätzende Äußerung über die Frauen getan hatte, bedeutet nichts mehr als ein Rezidiv, und es wäre der Analyse obgelegen zu untersuchen, warum es gerade in diesem Zeitpunkte neu aufgenommen wurde. Daran dürfte wirklich nichts mehr „rätselhaft" bleiben, es müßte eben aufgeklärt und aufgelöst werden durch die Analyse, denn dazu ist diese ja da. Das „Rätselhafte", überhaupt die ganze Krankheit der Patientin liegt ziemlich sicher in ihrer Bruderfixierung begründet. Da uns über das andere Material, auf das sich Nachmansohn für seine Theorie über Neurosenätiologie stützt, nichts gesagt wird, als daß es mit diesem der 22jährigen Dame übereinstimme, läßt den Schluß zu, daß dieser letztere Fall die Dinge am klarsten zeige — sonst wäre uns doch von anderen Patientinnen auch Näheres berichtet worden. Wir sind zu der Vermutung gezwungen, daß diese

anderen Patientinnen ebenso oberflächlich und technisch mangelhaft analysiert worden sind wie die Beamtentochter und müssen gestehen, daß auf einer solchen Grundlage gewiß noch nichts ausgesagt werden kann, was uns über die Entstehung der Neurosen Aufschluß gäbe. Nachmansohns Material ist zu dürftig, als daß man, auch wenn man gerne wollte, Freuds Satz über die Neurosenätiologie ergänzen oder auf den Kopf stellen könnte.

Daß die Neurosen, genauer die Übertragungsneurosen aus Konflikten zwischen dem Ichideal und dem Es entstehen, das wissen wir längst, auch daß Stücke des Ich unbewußt sind. Aber wir wissen auch, daß die Symptomatik speziell der hysterischen Symptome den geheimen Sinn sexueller Symbolik hat, und daß es, so weit wir es seit dem Bestehen der Psychoanalyse übersehen können, immer die Triebwelt, das Es war, das pathogen auf das aktuelle Ich einwirkte, indem es sich gegen das Über-Ich wandte und sich ihm zum Trotz durchsetzte, die Symptome als versteckte oder verkleidete Sexualäußerung bildend. Über die Funktionen der Ich-Instanzen haben uns Freud, Reich, Reik und Alexander[1] berichtet.

Nachmansohn führt ins Feld, daß die Freudschen Konzeptionen über Neurosenätiologie heute 30 Jahre zurückliegen und eigentlich veraltet seien, mit dem Leben nicht mehr übereinstimmten. Denn, sagt er, die Moral hat sich geändert. Heute habe man die erotisch lösenden Einflüsse des Kino, die sexuell revolutionierende Popularisierung der Psychoanalyse und der Sexualforschung (Forel), die kurzen Röcke, die Bubiköpfe und die emanzipierte weibliche Jugend, die am vorehelichen geschlechtlichen Umgang keinen Anstoß mehr nehme und für sich verlange, was den gleichaltrigen Männern von jeher erlaubt war. Er führt Lindsey („Revolution der Jugend") und Konrad Falke („Machtwille und Menschenwürde") als Zeugen dafür an, daß sich Praxis und Ideologie der Jugendlichen in sexueller Hinsicht gelockert habe und fügt bei, daß diese Auflockerung der Moral es nicht zustande gebracht habe, die Neurosen einzuschränken, sie vermehre und schaffe sie eher.

Dabei scheint er die Bedeutung der von ihm selber erkannten Tatsache, daß wir uns in einer Übergangszeit befinden — „wir leben in einer Übergangszeit, in der die alte sexuelle Ethik zerbrochen ist und neue Werte noch nicht an ihre Stelle getreten sind", sagt er — nicht genügend in ihrer Tragweite abzuschätzen. Die emanzipierte weibliche Jugend, die so gerne trotz ihrer Emanzipation in Neurosen verfällt, steht mit einem Fuße noch in der althergebrachten

1) Freud „Das Ich und das Es" (1923, Ges. Schriften, Bd. VI) — Reich „Der triebhafte Charakter" (Neue Arb. z. ärztl. PsA., Bd. IV, 1925) — Reik „Geständniszwang und Strafbedürfnis" (Internat. PsA. Bibl., Bd. XXIII, 1925) — Alexander „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit" (Internat. PsA. Bibl. Bd. XXII, 1927).

Moral ihrer einstigen Erzieher, nach deren Imagines zu einem wesentlichen Teile das Ichideal aufgebaut worden ist. Schon daraus ergeben sich die „zwei Seelen in einer Brust", die Konfliktstoffe im eigenen Ich, auch wenn diese unbewußt ablaufen. Dazu ist eine medizinische Denkweise falsch, die annimmt, es sei punkto Sexualität dort alles in Ordnung, wo der Koitus angeblich „störungslos" gelingt. Hat doch gerade die psychoanalytische Forschung nachgewiesen, daß die Sexualität ein viel zusammengesetzteres und komplexeres Gebilde ist, als man früher annahm, und daß selbst dort noch vieles nicht ganz in der Ordnung sein kann, wo die Sexualfunktion im engeren Sinne (Koitus) anscheinend „normal" abzulaufen scheint. Da ändern Aufklärung, Bubikopf, kurzer Rock usw. wirklich wenig daran.[1]

So wenig es angeht, Psychoanalyse treiben zu wollen ohne Berücksichtigung der Kindheitserlebnisse, die der Amnesie enthoben werden müssen, ohne Berücksichtigung der prägenitalen neben den genitalen Organisationen, des Widerstandes und der Übertragung, ebensowenig kann eine derart getriebene Pseudoanalyse den Anspruch erheben, irgend etwas ernst zu Nehmendes oder Maßgebendes sagen zu wollen über so komplizierte Probleme wie die Neurosenätiologie. Denn es fehlen dazu alle Grundlagen, vor allem die sorgfältige und lange andauernde klinische Beobachtung von mehr als einem Jahre und an mehr als nur drei Fällen und nicht allein an unverheirateten Patienten weiblichen Geschlechtes.

Bei der Lektüre der Nachmansohnschen Arbeit wird man den Verdacht nicht los, der Therapeut sei wegen eigener Ungelöstheit, wegen eigener unbewußter Wünsche, schließlich aus Mangel an technischem Können von verhängnisvoller Blindheit geschlagen, die im vorliegenden Falle nicht nur die Beendigung der Kur verunmöglichte, sondern auch zu ganz voreiligen und falschen Formulierungen führte. Der Heilerfolg, die Besserung des Allgemeinzustandes der Patientin, darf uns nicht täuschen. Er ist reichlich früh erfolgt, reichlich unvollständig (der Brechreiz blieb), über seine dynamische Bedingtheit wissen wir eigentlich nichts, er kann sich aus Gründen der Übertragung, vielleicht auch nur aus solchen des Widerstandes eingestellt haben, wie man es in Analysen oft beobachten kann, und es ist zu zweifeln, daß er andaure. Der Erfolg bleibt ebenso „rätselhaft", wie der Beginn und die Ursachen des Hauptsymptomes,

---

1) Hier darf auch wieder einmal darauf verwiesen werden, daß die von Nachmansohn aufgenommene Formulierung „Während das proletarische Mädchen stets sich ohne Gewissensbisse dem Sexualverkehr hingab, legte sich das gebildete Bürgermädchen stärkste Versagung auf" schief gesehen ist. Die Annahme, daß das „gebildete Bürgermädchen" moralisch haushoch über dem Proletariermädchen stand, stimmt nicht — es war vielleicht weniger pervers als das Bürgermädchen.

des Erbrechens, das ja auch schon einmal aufgehört hatte und wiedererschien. Im Verlaufe einer regelrichtigen Psychoanalyse wird jedoch der Heilerfolg in seiner Begründung ebenso klar wie die der einstigen Erkrankung oder Fehlentwicklung.

„Eine ganze Nation besessen vom Ödipuskomplex"

(*Marcel Prévost und die Psychoanalyse*)

Von Alfred Winterstein (Wien)

Während in Frankreich die jüngeren Vertreter der schönen Literatur die ersten waren, die stärkeres Interesse für die Psychoanalyse bekundet haben, scheint die ältere Generation von Schriftstellern ihr nach wie vor ablehnend gegenüberzustehen, mag sich auch bei ihnen der Einfluß der Tiefenpsychologie Freuds in der Wahl der Stoffe, Technik usw. uneingestanden geltend machen. Der bekannte Sittenschilderer und Romanschreiber Marcel Prévost liefert in seinem jüngsten Werk „L'homme vierge" (Der jungfräuliche Mann) einen so schlagenden Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung, daß es sich wohl verlohnt, etwas näher auf den Inhalt dieses Buches einzugehen.

Der Roman zerfällt in drei Teile, die betitelt sind: „Hervé oder der Schuldige", „Sidonie oder die Gefangene" und „Arnal oder der Richter". Die ersten beiden Stücke sind in die Form eines schriftlichen Geständnisses gebracht, der dritte Teil stellt Aufzeichnungen aus einem Tagebuche dar. In allen drei Kapiteln setzt sich das Gewissen der betreffenden Personen mit dem Drama, das zwischen ihnen spielt, auseinander. Schauplatz ist ein Schloß in der französischen Provinz; Hervé comte de la Gatère heißt der Schloßherr, ein schöner, trotz des calvinischen Glaubens den Genüssen des Lebens eifrig zugewandter Mann, in denen er vor allem Abhilfe gegen die ihn umschleichende Langeweile sucht. Von einer Neurose, die ihn nach dem Tode seiner Eltern befällt, befreit er sich durch die Heirat mit einem jungen adeligen Mädchen. Marie-Angélique schenkt ihm einen Sohn, der Arnal getauft wird; nach der schwierigen Entbindung erkrankt sie und bleibt fortan schwächlich und schonungsbedürftig. Einige Zeit später findet der inzwischen verwitwete und verarmte Bruder, richtiger Halbbruder der Gräfin, Jean-Louis, gastliche Aufnahme bei dem Ehe-

paar; sein Sohn und seine Tochter werden bei Verwandten untergebracht. Nach sieben Jahren stirbt Jean-Louis, bald nach ihm sein Sohn, schließlich die alte Tante und Gutsnachbarin, der Jean-Louis' Tochter Sidonie anvertraut gewesen war. Sie hinterläßt dieser ihre Besitzung, jedoch soll der Fruchtgenuß bis zur Großjährigkeit des Mädchens dem Schloßherrn von La Gatère unter der Bedingung verbleiben, daß er Sidonie bei sich aufnimmt und ihr Vormund wird. Hier setzt das Drama ein, auf dessen ersten Akt noch kein Schatten fällt; zwischen den beiden fast gleichaltrigen Kindern Arnal und Sidonie entwickelt sich jene typische Gefühlsbeziehung, die mehr an eine Knabenfreundschaft erinnert und nur in einzelnen Zügen bereits der Verschiedenheit der Geschlechter Rechnung trägt. Anfangs beachtet Hervé die beiden gar nicht; der Sohn interessiert ihn überhaupt nicht, wie er auch seinem eigenen Vater keine wärmeren Gefühle entgegengebracht haben will. Dies ändert sich, als die zwei Kinder heranwachsen. Jetzt beschäftigt sich seine Phantasie plötzlich unausgesetzt mit der Möglichkeit erotischer Betätigungen zwischen den beiden, entzündet an dem gelegentlichen Anblick von Raufereien, bei denen oft das Mädchen den Knaben niederzwingt. Die Folge ist, daß sich nunmehr Hervé im Gewande des Erziehers dem Paare mit Eifer widmet und so namentlich mit dem Mädchen stärkere Fühlung gewinnt. Als Arnal vierzehn Jahre alt wird, schickt er ihn, angeblich getreu einer Familientradition, in ein Knabenpensionat, und zwar nach Deutschland. Von dem unbequemen Rivalen befreit, geht er nun daran, das anmutig erblühende Mädchen gänzlich zu erobern. Er lehrt sie chauffieren; gemeinsame Autofahrten, die zur Besichtigung von Meierhöfen unternommen werden, führen die beiden auch bisweilen nach dem verlassenen Schlößchen Aubiac, der Besitzung der verstorbenen alten Tante, und dort geschieht eines Tages das längst Erwartete: Hervé nimmt von seinem Mündel auch körperlich Besitz.

Arnal kommt während der Ferien nach Hause, innerlich verändert; die Lehre Freuds vom Ödipuskomplex, von der er in Deutschland Kenntnis erlangte, hat wie ein Choc auf sein Gefühlsleben, auf seinen Mutterkultus gewirkt. Noch Ärgeres steht ihm bevor: er wird eines Tages unbemerkt Zeuge einer Liebesszene, die sich zwischen Hervé und Sidonie abspielt. Abscheu und Angst vor allem Weiblichen (außer vor der kranken Mutter) erfassen ihn, er verdrängt mit aller Macht die Erinnerung an dieses Erlebnis und bittet seinen Vater, dessen eigenem Wunsch entgegenkommend, ihn in eine Schule nach England zu schicken. Drei Jahre verbringt er nun fern von der Heimat, indes sein Vater und seine Jugendliebe ihr heimliches Glück weitergenießen. Mitten während des Weltkrieges kehrt er zurück, aber nur, um zum Waffendienst zu eilen, ein stattlicher junger Mann,

dessen Erscheinung nicht ohne Eindruck auf Sidonie bleibt. Die folgenden elf Jahre bringen keine Veränderung in die Beziehungen zwischen den beiden Menschen; Hervé und Sidonie leben auch fernerhin auf dem Schlosse in Gesellschaft der langsam dahinsiechenden Mutter, der Sohn ist nach Schluß des Krieges als Offizier zuerst im Rheinland und dann im Orient stationiert. Im Jahre 1927 kommt er, von einer Verwundung genesen, in die Heimat, seine Mutter, die ihr Ende nahen fühlt, bestimmt ihn, dauernd zu Hause zu bleiben. Bald darauf stirbt sie. Mit wachsender Besorgnis sieht nun Hervé, wie seine Geliebte immer mehr dem Einflusse seines Sohnes (ohne dessen Dazutun) unterliegt, gerne möchte er auch Arnals Zukunftspläne kennen lernen, aber dieser hüllt sich in Schweigen. Eines Nachts belauscht Hervé Sidonie, wie sie sich der Tür Arnals nähert; von rasender Eifersucht gepackt, zerrt er sie in sein Zimmer, wo sie ihm dann mitteilt, sie habe bloß die Absicht gehabt, Arnal zu sagen, daß sie künftig allein in Aubiac leben will. Nach einer erregten Auseinandersetzung schläft Sidonie erschöpft ein. Hervé trägt sie in ihr Zimmer und genießt dort, ohne daß das Mädchen recht erwacht, sein letztes Liebesglück — und seine Rache. Denn diese Zusammenkunft bleibt nicht ohne Folgen. Bevor es aber offenbar wird, unternimmt Hervé wieder eine Autofahrt nach Aubiac mit Sidonie, die inzwischen Arnal alles, was seit ihrer Kindheit vorgefallen, schriftlich gebeichtet hat. Hervé versucht vergeblich, sie von ihrem Entschluß abzubringen, der nach seiner Meinung nur eine Verbindung mit Arnal vorbereiten soll; auf dem Rückweg überschlägt sich der Wagen, Hervé wird getötet und Sidonie schwer verletzt. Es bleibt ungeklärt, wer oder was die Katastrophe herbeigeführt hat, da die Überlebende keine Erinnerung daran bewahrt; es scheint aber doch, als ob Hervé seine Hand im Spiele gehabt hätte. Während Sidonies Genesung entdeckt der Arzt, daß sie in der Hoffnung ist, und hält Arnal für den Vater. Nach einer Aussprache zwischen Arnal und der Kranken und nach inneren Kämpfen entscheidet sich sein Gewissen dafür, Sidonie zu heiraten und bei dem Kinde Vaterstelle zu vertreten. Unter einer Bedingung: Sidonie darf keine sexuellen Forderungen an ihn stellen. In den Augen der Frau glaubt er aber doch einen Hoffnungsschimmer zu erblicken. Der Roman schließt mit den Worten: „Sagte sich nicht die ewige, unbewußte Betrügerin: wer weiß?"

Die glänzend erzählte Geschichte verbirgt nicht für den Analytiker ihren tieferen unbewußten Sinn. Sie ist wohl hauptsächlich vom Standpunkte des Vaters geschrieben, der die Tochter (Mündel ist nur eine Milderung und Verhüllung des Inzestes) für sich allein haben will und auf den Sohn oder überhaupt jüngeren Rivalen eifersüchtig ist, wenn auch namentlich im dritten Teile der Standpunkt des Sohnes eingenommen wird. Der feinfühlige, asketische

Arnal mit seiner Verdrängungsneigung und Fixierung an eine ideale Mutter-Imago ist ein typischer neurotischer Charakter, allerdings in besonders scharfer Ausprägung, da auch religiöse Skrupel hier am Werke sind. Daß gegen Schluß, als die Mutter gestorben ist, seine latente homosexuelle Vaterbindung von Prévost stärker betont wird, ist psychologisch folgerichtig. Auch, daß Arnal ein Loblied auf das geringschätzige Verhalten des jungen Durchschnittsengländers zum anderen Geschlecht anstimmt und in den Freundschaften dieser Jünglinge den sichersten Schutz gegen jegliche Ausschweifung beim Weibe erblickt. In diesen Zusammenhang und in den weiteren des Familienkomplexes gehören ferner die eindrucksvoll geschilderten Belauschungsszenen; auch Arnals Entschluß, die entgleiste Sidonie zu heiraten, erscheint nur wie die Verwirklichung einer Rettungsphantasie der Pubertätszeit. Wie wenig der Dichter selbst aber von dem weiß, was auf dem Grunde seiner Fabel ruht, geht aus der affektiven Stellungnahme Prévosts zur Lehre Freuds hervor, die er uns durch sein Sprachrohr Arnal mitteilt. Ich führe die bezeichnendsten Sätze an, die stellenweise geradezu grotesk anmuten :

„Ein Jahr vor dem großen Kriege kannten in Frankreich nur einige wenige Wissenschaftler und ein paar Neugierige den Namen Freuds. In Deutschland hatte seine bereits volkstümlich gewordene Lehre die Universitäten erobert, von wo sie in die Knaben- und Mädchenschulen eindrang. Es war noch nicht die schreckliche Vergiftung, die ich im Rheinlande wahrnahm zur Zeit, als ich dort in Garnison war, und die sich inzwischen zum Paroxysmus gesteigert hat: eine ganze Nation durchfiebert, besessen von dem Ödipuskomplex. Aber seit 1913 wandte sich, selbst in einer Schule, wo Disziplin und protestantische Würde herrschten, die männliche Neugierde von sechshundert Knaben zwischen zehn und siebzehn Jahren dieser fremdartigen Lehre wie einer halluzinierenden Religion zu. Die Mehrzahl der Lehrer bekämpfte sie und beklagte den angerichteten Schaden; einige hingen der Lehre heimlich an und gewannen ihr Schüler und Proselyten, selbst unter den Zöglingen. So fand unter meinen Mitschülern die physiologische Unruhe ihres Alters neue Nahrung: den angeborenen Sinn des Deutschen für Theorien (Theorien der Literatur, der Soziologie, des Krieges), die von vorneherein einer Theorie untergeordnet wurden, welche das moralische und physische Leben im Sexuellen verankert. Auf diese Weise wurde ich mit den Tatsachen der Liebe bekanntgemacht ... Im Augenblick, wo sich mir diese plötzliche Enthüllung aufdrängte, hätte ich die physiologische Natur der Liebe (ich spreche hier davon wie von einem unangenehmen Heilmittel) nur in der Hülle des Gefühls ertragen können. Mein Herz, noch blutend von der Trennung, war

erfüllt von meiner Mutter, die mehr Engel als Weib war, und von einer poetisch verklärten, idealisierten Sidonie, so wie sie das Nahen des Abschieds gewandelt hatte. Der zugleich naive, plumpe und pedantische Freudismus meiner Mitschüler gab mir die Empfindung des Todes, aber verschärft durch etwas irgendwie Wahnsinniges und Schauderhaftes. Auf einige dieser jungen Geister hatte der schreckliche Giftstoff wie ein Raserei erzeugendes Aphrodisiakum gewirkt, auf andere (die Mehrzahl) wie ein Krankheitserreger im Gehirn. Der Ödipuskomplex, der meine religiöse Verehrung für die Kranke des blauen Zimmers traf, ließ mich vor Abscheu erstarren und der Choc war so heftig, daß er, auf einen fast fertigen Organismus stoßend, diesen für immer veränderte ... Ich schied mich fortan von meinen Kameraden in Dingen der Frauen und der Liebe; mehr und mehr flüchtete ich mich in eine Art idealer Kapelle, in der zwei Bilder erstrahlten: meine kleine Kindheitsgespielin und meine Schmerzensmutter."

Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion

Notizen von einer Studienreise in Rußland

Von Wilhelm Reich (Wien)

Von einer „psychoanalytischen Bewegung" in der Sowjetunion kann, wenn man darunter dasselbe wie in Westeuropa und in den Vereinigten Staaten versteht, nicht gesprochen werden. Es gibt zwar in Moskau eine Vereinigung, die die Psychoanalyse vertritt und regelmäßig Sitzungen von hohem wissenschaftlichen Niveau abhält, aber es gibt nur wenige Ärzte, die die psychoanalytische Praxis ausüben. Und der erste Eindruck, den man sonst in der Sowjetunion gewinnt, ist der der Ablehnung. Im Jahre 1925 hat zwar der Volkskommissär für Gesundheitswesen, Semaschko, bei einer Diskussion zur Sexualfrage das Unbewußte beschrieben und die Sublimierungstheorie öffentlich vertreten. Aber viele einflußreiche offizielle Persönlichkeiten sind gegen die Psychoanalyse, andere, etwa Bucharin und Radek interessieren sich für sie, ohne besonders dafür einzutreten. In gewissen Zeitabständen gibt es immer wieder lebhafte Diskussionen darüber, ob die Psychoanalyse anerkannt werden kann oder nicht. Die Gegner lehnen sie mit der Begründung ab, sie sei eine idealistische Disziplin. In den Jahren 1922 und

1923 soll sich die kommunistische Jugend sehr für die Psychoanalyse interessiert haben. Die führende Partei trat damals dagegen auf, weil die Diskussionen über die Psychoanalyse die politische Arbeit störten. Bedeutet das alles zusammen, daß für die Psychoanalyse im Arbeiter- und Bauernstaat kein Platz ist, daß man sie prinzipiell ablehnt, wie etwa von Seiten der offiziellen Wissenschaft in den bürgerlichen Ländern? Gewiß, der erste Eindruck scheint die Frage zu bejahen. Geht man aber über die oberflächlichen Äußerungen zur ernsthaften Diskussion und Untersuchung des Wesens dieser Ablehnung über, hat man sich im Besonderen die Mühe genommen, M a r x, L e n i n und die Geschichte der russischen Revolution zu studieren, so findet man, daß die Stellungnahme zur Psychoanalyse in der Sowjetunion ihren besonderen Charakter hat. Sie ist im Wesentlichen nur zu verstehen aus der Gesamtstruktur Sowjetrußlands einerseits und der heutigen Erscheinung der Psychoanalyse andererseits.

Wir müssen, um die Lage der Psychoanalyse in der Sowjetunion zu begreifen, die Frage stellen: W a s wird an der Psychoanalyse abgelehnt und warum? Diese Frage zu beantworten, bedarf es einer summarischen Erörterung der Situation, in der sich die Sowjetunion befindet.

Im März 1917 wurde der Zarismus und im Oktober des gleichen Jahres auch die bürgerliche Regierung gestürzt. Die Arbeiter und Bauernräte ergriffen die Macht. Geführt wurde die Revolution von den Bolschewiki, alten orthodoxen, gut geschulten Marxisten, L e n i n an der Spitze. Und die Lehre von den Gesetzen, die das gesellschaftliche Geschehen regeln, der M a r x i s m u s, war nicht nur die Theorie, die in konsequenter praktischer Anwendung durch L e n i n der Revolution zum Siege verholfen hatte, sie wurde seit der Revolution zur offiziellen und einzig anerkannten Richtlinie für die Umgestaltung und Neuordnung der Gesellschaft nach planmäßigen ökonomischen Gesichtspunkten. Da der Marxismus zu einem so mächtigen Hebel der sozialen Revolution geworden war, ist es verständlich, daß die proletarischen Führer ihn vor jeder Vermengung mit anderen Gesichtspunkten und Theorien bewahren, ihn rein erhalten wollen.

Aber der Marxismus ist mehr als eine Gesellschaftslehre. Er ist gleichzeitig eine philosophische Methode der Betrachtung überhaupt und die marxistische Gesellschaftslehre ist das Ergebnis der Anwendung des dialektischen Materialismus auf die menschliche Gesellschaft. Da ferner seine Ergebnisse den Klasseninteressen des Proletariats eher entsprechen als denen des Bürgertums, ist seine Betrachtungsweise zur Weltanschauung des klassenbewußten Proletariats geworden. Die Marxsche politische Ökonomie, Gesellschaftslehre, Methode und Weltanschauung bilden so ein einheitliches System, aber ein System, das zum

Unterschied von anderen zufolge der dialektischen Betrachtung jedes Geschehens nicht erstarrt, sondern in sich lebendig ist, stets beweglich und angepaßt der Bewegtheit in Natur und Gesellschaft. Dieses System läßt eine psychologische Erklärung des gesellschaftlichen Geschehens oder auch nur gesellschaftlicher Phänomene nicht zu, denn eine psychologische Erklärung etwa des Kapitalismus muß notwendigerweise eine abstrakte und idealistische sein, sie muß an die Stelle der wirtschaftlichen Motoren der Gesellschaft psychische Triebkräfte setzen, Triebkräfte einzelner Individuen notabene. Dadurch gerät sie unweigerlich in einen keinem Kompromiß zugänglichen Konflikt mit der materialistischen Geschichtsauffassung von Marx, die den Willen und die Tat des Individuums in ihrem konkreten Gehalt nur als Produkt einer gegebenen gesellschaftlichen Struktur verstehen lehrt, und nicht umgekehrt. Doch hat Marx selbst deutlich ausgesprochen, daß die Menschen (als Kollektiv, nicht als Individuen) ihre Geschichte selbst machen, aber unter gegebenen und bindenden ökonomischen Verhältnissen. Wer also etwa die Geschichte Frankreichs um die Wende des 18. Jahrhunderts als Ergebnis der Persönlichkeit Napoleons auffassen, oder wer den Weltkrieg mit der Machtgier und dem Größenwahn Wilhelm II. erklären wollte, geriete in schroffen Gegensatz zum historischen Materialismus, er hätte eine idealistische an die Stelle einer materialistischen Betrachtungsweise gesetzt. Für den historischen Materialismus ist das geniale Individuum nur Vollzugsorgan gesellschaftlicher Tendenzen, für den bürgerlichen Idealismus ist es der Motor der Geschichte selbst. Die erste Betrachtung ist soziologisch-materialistisch, die zweite psychologisch-idealistisch.

Wenden wir uns nun für eine kurze Weile der politischen und wirtschaftlichen Lage der Sowjetunion zu. Nach der Oktoberrevolution begann auf der Grundlage einer durch den Weltkrieg zerrütteten Wirtschaft die gesellschaftliche Umgestaltung. Rußland war dabei nicht nur isoliert, sondern mußte sich in einem drei Jahre währenden Bürgerkrieg (1919—1922) der Intervention der kapitalistischen Mächte und der weißgardistischen Heere erwehren. Die Produktion sank infolgedessen katastrophal, und erst nach der siegreichen Beendigung des Bürgerkrieges begann die Wiederaufbauperiode, die Rekonstruktion der Wirtschaft. Bereits im Jahre 1927 war das Vorkriegsniveau in den wichtigsten Zweigen überschritten und im Jahre 1928 trat ein Plan des obersten Volkswirtschaftsrates, der „Fünfjahresplan", in Kraft, dessen zentrale Aufgabe ist, die Sowjetunion im Laufe von fünf Jahren (1928—1933) aus der wirtschaftlichen Umschlingung zu befreien, die Wirtschaft derart umzugestalten, daß die Sowjetunion vom Auslande unabhängig wird. Die industrielle Produktion soll auf ein Vielfaches der Vorkriegsproduktion gesteigert und die Landwirtschaft industrialisiert werden.

Die Durchführung des Fünfjahresplanes, die die Sowjetunion in eine Reihe mit den modernen kapitalistischen Staaten bringen soll (und nach den Erfahrungen des ersten Jahres des Planes [1928—29] auch bringen wird, wenn kein Krieg dazwischentritt), erfordert die Anspannung aller verfügbaren Kräfte des großen Landes bis an den Rand der Leistungsfähigkeit. Die feindliche Umwelt zwingt zur strengsten Disziplin; aber nicht nur das ist wichtig, sondern auch straffes Aufrechterhalten der einzigen wissenschaftlichen Methode, mit deren Hilfe allein nach der Auffassung der Kommunisten der sozialistische Aufbau zu Ende geführt werden kann. Zum Diskutieren über eine moderne Psychologie, die den Anspruch erhebt, auch auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Geschehens ein Wort dreinzureden, bleibt nicht so sehr keine Zeit, als keine Notwendigkeit, ja gewisse Erfahungen haben die Marxisten gelehrt, daß die psychologische Betrachtung des gesellschaftlichen Geschehens reaktionäre Gefahren in sich birgt. Man lehnt also gleich die ganze Wissenschaft ab, auch wenn sie nur einen Keim von Gefahr für das Gelingen des großen Werkes in sich birgt.

Man wird nun einwenden, die Psychoanalyse erhebe ja gar keine solchen Ansprüche, die bescheide sich mit der Rolle einer psychologischen Methode, sie wolle nicht mehr sein als eine Psychologie, und das habe der Begründer der Psychoanalyse selbst betont. Doch ist die Situation nicht so einfach. Die Psychoanalyse hat durch viele ihrer Vertreter ihr Gebiet überschritten, und es sind solche Überschreitungen innerhalb der Psychoanalyse vielfach unwidersprochen geblieben. Und die Russen, die mit einer Welt von Feinden unausgesetzt zu ringen, die den Erfolg einer Revolution zu sichern und zu Ende zu führen haben, kennen keinen Spaß in ernsten Dingen. Und sie nehmen die Psychoanalyse ernst, nicht nur als moderne Wissenschaft, sondern auch, weil das Bürgertum die Psychoanalyse gern gegen den Marxismus ausspielt.

Es fehlt in den bürgerlichen Ländern nicht an solchen Versuchen, die Gesellschaftslehre zu psychologisieren. So hat Henrik de Man, ein ehemaliger Marxist, in seinem Buche „Zur Psychologie des Sozialismus" mit schlecht verstandenen psychoanalytischen Terminis den Marxismus bekämpft. Und von einigen Vertretern der Psychoanalyse selbst ist eine psychoanalytische Erklärung soziologischer Tatsachen und Phänomene wiederholt versucht worden. So hat z. B. Kolnai, der eine Zeitlang zu den Psychoanalytikern gezählt wurde, die kommunistische Revolution und den Kommunismus überhaupt als neurotische Regression zur Mutter erklärt. Die Revolution von 1918 wurde von anderer Seite als Auflehnung der Söhne gegen den Vater (Kaiser) gedeutet u. dgl. In der Diskussion zu einem Vortrag über „Psychoanalyse als Naturwissenschaft", den ich im September in der Moskauer Kommunistischen Akademie hielt, kam es klar

zum Ausdruck, daß die Russen nicht gegen die Psychoanalyse als psychologische Disziplin, sondern gegen den sogenannten „Freudismus“ auftreten, worunter sie die „psychoanalytische Weltanschauung“ und die psychoanalytische Deutung gesellschaftlicher Prozesse meinen. Diese Unterscheidung ist wichtig. Aus den erwähnten Gründen wird auch „Totem und Tabu“, soweit es die Entstehung der Kultur aus dem Ödipuskomplex erklärt, und „Massenpsychologie und Ich-Analyse“[1] als „unmarxistische“ und idealistische Auffassung abgelehnt. Hingegen hat ein offizieller Vertreter der Akademie, Sapir, ausdrücklich die Theorien des Unbewußten, der Verdrängung, der kindlichen Sexualität usw. als wichtig und wertvoll bezeichnet. Man hört auch in Rußland sehr viel von „Pereklutschenie“, das heißt Umsetzung der sexuellen Energie in Arbeit; die Freudsche Sublimierungslehre ist voll anerkannt.

Die Polemik gegen die Psychoanalyse beruht oft auf methodologischen Unklarheiten seitens der Marxisten, so wenn man ihr vorwirft, sie sei eine Individualpsychologie, sie kümmere sich nicht um die soziale Psychologie. Demgegenüber muß man betonen, daß eine Psychologie notwendigerweise nur eine Psychologie des Individuums sein kann. Soziale Erscheinungen wie Klassenbewußtsein, Streikwille usw. sind ihr nicht zugänglich. Die Kritiker meinen damit aber oft auch, daß die Psychoanalyse die Klassenlage des Individuums nicht berücksichtige.

Ein anderer Vorwurf lautet, die Psychoanalyse biologisiere die Persönlichkeit allzusehr, das Biologische trete gegenüber dem Gesellschaftlichen in der Theorie besonders hervor. Und daraus folge, daß man etwa soziale Leistungen, wie das produktive Schaffen, nur aus Trieben erkläre.

Dieser Einwand stützt sich auf das Argument, man habe bisher in der Psychoanalyse nicht versucht, den Einfluß des Sozialen gegenüber dem Biologischen abzugrenzen. Man begegnet nun in der psychoanalytischen Literatur tatsächlich Auffassungen, die den Eindruck erwecken, als würde dem Triebgeschehen unabhängig von der Beeinflußung des Triebes durch die Außenwelt das Hauptgewicht beigemessen. Nun liegt das natürlich nicht in der Freudschen Psychologie, die ja die seelische Entwicklung gerade aus der Formung der Triebe durch die Einflüsse der Außenwelt erklärt. Auch das Ödipusverhältnis ist kein biologisches sondern ein sozio-

[1]) Die Psychoanalyse leugnet eine Kollektivpsyche, ein kollektives Unbewußtes; sie kann daher keine Erklärungen geben, die diese Begriffe voraussetzen. Sie kann aber, wie Freud es tat, die Beziehung der Massenindividuen zum Führer und zu einander klären.

logisches Phänomen, denn es ist durch die patriarchalische Familienstruktur bestimmt. Gegen die Formulierung, daß sich die seelische Entwicklung in dem konfliktuösen Zusammenprall von individuellem Bedürfnis und gesellschaftlicher Einschränkung vollzieht, wozu auch die Konflikte des Ödipusalters gehören, wird weder der Marxist, noch der Psychoanalytiker etwas einzuwenden haben.

Ein weiterer Streitpunkt ist die Kompetenz der Ideologieerklärung. Ist etwa die Religion gesellschaftswissenschaftlich oder psychologisch zu erklären? Der Marxist sagt: Die Religion ist eine gesellschaftliche Erscheinung, die nachweisbar in konkreten Produktionsverhältnissen ihren Ursprung hat. Der Psychoanalytiker behauptet, die Religion sei aus der Einstellung des Kindes zum Vater zu erklären; die Gottvorstellung sei unzweideutig eine Vatervorstellung und man finde Analogien zwischen dem religiösen Dogma und der Zwangsvorstellung. Hier kann es schwerlich ein Kompromiß, sondern nur eine methodologische Klärung geben. Die Psychoanalyse kann doch wohl nur erklären, auf welchem Wege und von welchen Motiven bewegt das Kind diejenigen religiösen Vorstellungen und Ideen aufnimmt, die es in einer bestimmten Form in seiner Umgebung vorfindet. Sie kann aber nicht erklären, warum in einer konkreten historischen Epoche diese, in einer anderen jene Religion als gesellschaftliche Erscheinung sich bildet und durchsetzt. Und sie hat auch nie behauptet, die Religion als solche zur Gänze erklären zu können. Nur insofern bei der Mehrzahl der Individuen der gleichen gesellschaftlichen Situation gleichartige Riten geübt werden, kann sie den Sinn des Ritus aufdecken, wie er sich bei Allen, die ihn ausüben, typisch kundgibt. Wohl wird aber nur der Marxismus zeigen können, warum die jüdische Religion anderen Charakter hat als die christliche, und diese wieder anderen als die buddhistische; er wird Zusammenhänge mit der gesellschaftlichen und ökonomischen Daseinsweise der Juden, bezw. Christen und Inder finden können, die jene Besonderheiten erklären. So ist etwa auch der Niedergang der Religion im Sozialismus oder die religiöse Inquisition des Mittelalters psychoanalytisch nicht zugänglich, es sei denn, daß es ihr gelingt, die marxistischen Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Betrachtung bei ihrer Sinndeutung zu verwerten; in diesem Falle hat sie aber nicht mehr rein psychologisch gearbeitet.

Manche auch vom psychoanalytischen Standpunkte unrichtige oder zumindest sehr einseitige Operationen mit der Symbolik haben der Psychoanalyse in Sowjetrußland geschadet. In manchen psychoanalytischen Abhandlungen etwa über den Ackerbau des Primitiven gewinnt man den Eindruck, als ob das Ackern nur eine symbolische Handlung wäre und nichts anderes als das. Derartige symbolische Spekulationen müssen die Psychoanalyse in den Augen auch des

bestmeinenden Marxisten diskreditieren, denn der Außenstehende weiß Psychoanalyse und „Psychoanalyse" nicht zu unterscheiden. Das absolut materialistisch gerichtete Denken der Marxisten sträubt sich — nicht gegen die Symbolik überhaupt, sondern — gegen ihren Mißbrauch, aber nicht weniger auch das des klinischen Psychoanalytikers. Jeder Gegenstand und jede Tätigkeit haben ihre rationale Bedeutung und können, müssen keinesfalls zu einem Symbol werden; und ihre Entstehung verdanken der Gegenstand und die Tätigkeit nicht ihrer symbolischen Bedeutung, sondern ihrem Werte als Gebrauchsartikel oder als Ware, bezw. als produktive Arbeit Flugzeuge und Eisenbahnen werden nicht erzeugt, weil sie Symbole von triebhaften Vorstellungen sind, sondern weil bestimmte Produktionsverhältnisse zu ihrer Erzeugung und Entdeckung führen. Was im Unbewußten des konstruierenden Ingenieurs dabei vorgeht, ist nur wichtig, wenn er als Patient zu uns kommt. Und selbst wenn das von ihm entdeckte Flugzeug für ihn etwa phallische Bedeutung hat, so besagt das noch nicht, daß dies das Motiv war, Flugzeuge zu bauen. Im fünften Jahrhundert hätte er gewiß mit den gleichen phallischen Vorstellungen kein Flugzeug bauen können. Man muß zugeben, daß diese Argumentation von marxistischer Seite sachlich einwandfrei ist.

Es ist hier nicht der Ort, im Detail nachzuweisen, daß derartige Kompetenzüberschreitungen und methodologisch unrichtige Anwendungen der Psychoanalyse gelegentlich tatsächlich stattfinden, was völlig irrige Anschauungen über das wahre Wesen der Psychoanalyse bei den orthodoxen Marxisten fördert. Stellt man dann einmal die Psychoanalyse richtig dar, wird sie von ihnen nicht als die „Freudsche Psychoanalyse" anerkannt. In einer Arbeit „Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse" habe ich die Grundsätze der psychoanalytischen Theorie darzustellen versucht; ich hob die reine Freudsche, die klinische Psychoanalyse hervor. Die Redaktion der Moskauer Zeitschrift: „Pod Snaminjem Marxisma", in der diese Arbeit in russischer Sprache erschien,[1] sah sich veranlaßt, ihr eine redaktionelle Anmerkung beizufügen, des Inhalts, daß sie mit der Darstellung der Psychoanalyse, wie sie von mir gegeben wurde, nicht einverstanden sei. Und zwei Kommunisten meinten, was dort dargestellt sei, leuchte sehr ein, das sei aber nicht die Freudsche Psychoanalyse, von der sie Kenntnis hätten.

Das besagt aber zweierlei: erstens, daß die Entwicklung der psychoanalytischen Theorie in den letzten Jahren die reinen, empirischen und naturwissen-

---

1) Das Kapitel „Die Dialektik im Seelischen" ist deutsch auch in dem soeben erschienenen „Almanach der Psychoanalyse 1930" (Internationaler PsA. Verlag, Wien) abgedruckt.

schaftlich einwandfreien Züge der Psychoanalyse verwischt hat, so daß man fast von zweierlei Psychoanalyse sprechen kann; zweitens, daß die Marxisten gegen die naturwissenschaftliche Psychoanalyse nichts einzuwenden haben. In dem Antwortartikel von Sapir[1] ist auch die Lehre vom Unbewußten, von der Verdrängung, von den Trieben und anderen kardinalen Elementen der Psychoanalyse anerkannt worden. Seine Polemik richtet sich nur teils gegen Thesen, die von der Psychoanalyse nie vertreten wurden, teils gegen die erwähnten Kompetenzüberschreitungen, im besonderen gegen die psychologische Deutung des gesellschaftlichen Prozesses.

Das Fazit der Eindrücke in Moskau war, daß die marxistischen Theoretiker die Psychoanalyse akzeptieren werden, wenn man ihnen ihren reinen naturwissenschaftlichen Kern, d. h. ihre materialistisch-dialektischen Grundlagen präsentieren und eine klare Scheidung von den idealistischen Theoriebildungen und Anwendungen vollziehen wird. Und dies ist der Unterschied zwischen der Stellung der Psychoanalyse in den bürgerlichen Ländern und in der Sowjetunion: In Deutschland und Amerika begann die Psychoanalyse anerkannt zu werden, als sie in wichtigen Teilen unmaterialistisch, also idealistisch wurde (Abweichung von der Libidotheorie, Hervortreten der Todestrieblehre, ihre meines Erachtens unrichtige Anwendung in der Soziologie und Kulturgeschichte usw.); in der Sowjetunion tritt man gegen eben diese Teile der Lehre auf, ist aber bereit, die Kernelemente der Psychoanalyse anzuerkennen. Jurinetz sprach in seiner Kritik der Psychoanalyse sogar von einem Verfall der ursprünglich naturwissenschaftlichen Psychoanalyse.

Man muß aber sagen, daß viele Marxisten, teils weil sie die Psychoanalyse nicht gründlich kennen, teils aus persönlichen Widerständen, unsachliche Kritik üben. Zum Teil geht die Kritik von alten Ärzten aus, die weder psychologisch denken, noch methodologisch geschult sind. Diese Unsachlichkeit wird ihnen durch eine gewiße Uneinheitlichkeit der Auffassungen, die heute in der psychoanalytischen Theorie herrscht, sehr erleichtert. Der Marxist ist aber schon durch seine sonstige Einstellung zu Gesellschaft und Leben derart sachlich gerichtet, er ist jedem Mystizismus und jeder Art idealistischen Denkens derart abhold, daß die psychoanalytischen Tatsachen schließlich die Annahme erzwingen werden. Gegen meine Ausführungen in der Kommunistischen Akademie konnte Salkind schließlich nichts anderes anführen, als daß ich sehr diplomatisch vorgegangen wäre; ich hätte nämlich nur über die Psychoanalyse als Naturwissenschaft, nicht aber über den „Freudismus" gesprochen. Ich konnte mich im Schlußwort aut

1) Sapir: „Freudismus, Soziologie, Psychologie", „Pod Snaminjem Marxisma", H. 7/8, 1929.

F r e u d selbst berufen, der sich gegen die Auffassung der Psychoanalyse als einer Weltanschauung, also implicite gegen den von den Marxisten bekämpften „Freudismus“, ausgesprochen hat.

Für den Marxisten hat eine Theorie nur dann ein großes Interesse, wenn sie auch p r a k t i s c h e Bedeutung hat. Es ist nun die Frage wiederholt aufgetaucht, welche praktische Bedeutung denn die Psychoanalyse für den Sozialismus habe. Es war naheliegend, zunächst die Frage der psychoanalytischen T h e r a p i e aufzuwerfen. Nun darüber sind sich wohl auch alle Analytiker einig, daß die Psychoanalyse keine Massentherapie ist und es ihrem Wesen nach auch nie werden kann. Man betreibt zwar am Neuropsychologischen Institut des Doz. R o s e n s t e i n in Moskau auch psychoanalytische Therapie. Dr. F r i e d m a n n, Mitglied der Moskauer Psychoanalytischen Vereinigung, ist offizieller psychoanalytischer Arzt am Institut. Psychoanalyse wird neben anderen Therapien ausgeübt. Doz. R o s e n s t e i n zeigte uns das „psychoanalytische Behandlungszimmer“, in dem F r e u d s Bild hängt. Man konnte auch mit Genugtuung feststellen, daß viele junge Ärzte sowohl am venerologischen Dispensaire als auch im Psychoneurologischen Institut der Psychoanalyse mit vollem Verständnis und voller Anerkennung begegnen und sie praktisch bei der Beurteilung der Fälle anwenden. Der Chef des Instituts, Doz. R o s e n s t e i n, ist ein deklarierter Freund der Psychoanalyse. Aber nicht in der Therapie liegt ihr praktisches Schwergewicht.

Es ist für die gesamte Medizin in der Sowjetunion charakteristisch, daß sie ihr Augenmerk immer mehr der M a s s e n p r o p h y l a x e zuwendet. Diese Frage aufzuarbeiten, wurden in allen Instituten umfangreiche und interessante statistische Arbeiten und sonstige Erhebungen in Angriff genommen. Man hat bereits Statistiken über das Geschlechtsleben der Massen erarbeitet, mit Fragestellungen, an die bei uns, weil shoking, nicht einmal gedacht wurde. Es ist zu betonen, daß die offiziellen Stellen und nicht etwa private Institutionen diese Arbeit leisten. Das Interesse für die Neurosenprophylaxe ist daher sehr groß, und es werden der Psychoanalyse konkrete Fragen gestellt, was sie zu diesem Problem zu sagen habe. Hier ist intensive Zusammenarbeit mit den russischen Instituten dringend notwendig. Denn bei uns ist wegen der Einstellung auf individuelle Therapie die Frage der Prophylaxe noch gar nicht angeschnitten. Man begegnete der Feststellung, daß nur eine Neurosenlehre, die kausal betrachtend vorgeht, Richtlinien für die Neurosenprophylaxe liefern könne, mit großer Aufmerksamkeit[1], erwartet aber konkrete Ergebnisse.

---

1) Die Frage wurde in einem Vortrag „Psychotherapie oder Neurosenprophylaxe“, zu dem ich vom Psychoneurologischen Institut aufgefordert wurde, behandelt.

Im venerologischen Dispensaire (Leiter: Dr. Batkis) interessierte man sich übrigens auch sehr für die praktische Anwendung der Psychoanalyse in den Wiener „Sexualberatungsstellen für Arbeiter und Angestellte".

Am Charkower Marx-Lenin-Institut wird psychoanalytische Forschung betrieben, über deren Wert und Gehalt aus Mangel an persönlicher Fühlungnahme nichts ausgesagt werden kann. Aber daß man dort die Einsendung einer psychoanalytischen Arbeit mit der Aufforderung zu weiterer psychoanalytischer Mitarbeit und mit der Ernennung zum korrespondierenden Mitglied des Instituts beantwortete, zeugt von großem aktivem Interesse.

Dagegen herrscht in vielen Fragen der Sexualpsychologie Unklarheit. Hierin konnte kein Unterschied gegenüber westeuropäischen Zuständen festgestellt werden. Nur die Sexualgesetzgebung ist vorbildlich. (Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß das Kinderheim der Psychoanalytikerin Wera Schmidt in Moskau seinerzeit nicht offiziell verboten wurde, wie man hier kolportierte, sondern, daß die Leiterin es selbst schloß, weil sie, wie sie mir persönlich mitteilte, einsehen mußte, daß die Voraussetzungen für eine solche Arbeit noch nicht vorhanden waren.)

Es wurde hier erzählt, daß Freuds „Zukunft einer Illusion" in Sowjetrußland verboten worden sei. Wie auf vielen anderen Gebieten konnte ich mich auch hier überzeugen, daß die politische Feindschaft gegen den Arbeiterstaat (hauptsächlich von Seiten russischer Emigranten mehr oder minder „weißen" Charakters) zur Ausstreuung bewußter Unwahrheiten führte. Freuds Buch über die Religion ist nicht nur nicht verboten worden, sondern war bereits 1928 ins Russische übersetzt. Die Psychoanalytische Vereinigung in Moskau hat beschlossen, Prof. Freud zur augenfälligen Widerlegung seines Gewährsmannes ein Exemplar einzuschicken.

Im Ganzen konnte man aus all den einander widersprechenden Eindrücken den Schluß ziehen, daß die Psychoanalyse in ihrer reinen empirischen Gestalt, aber nur unter der Bedingung ihrer Befreiung von den idealistischen und außerklinischen Erweiterungen als Psychologie akzeptiert werden wird. Diese Akzeptierung aber — das geht aus der Gesamtstruktur der Sowjetunion klar hervor — wird keine private bleiben, sie wird eine offizielle sein, wenn der wirtschaftliche Druck nachlassen, die feindliche Einkreisung durch die kapitalistischen Ländern aufhören und die Neurose als aktuelles Massenproblem vor die Führer des sozialistischen Staates treten wird. Dann wird die Psychoanalyse als praktische Psychologie, besonders in der Neurosenprophylaxe, hervortreten. Vorläufig ist zwischen die Sowjetunion einerseits und Polen und Rumänien andererseits eine 15 km breite neutrale Zone gelegt. Mit Rumänien gibt es überhaupt keine Eisenbahnverbindung, und an der polnischen Grenze passiert

man Stacheldraht und Schützengräben. Die Sowjetunion ist eine belagerte Festung, und die Insassen kontrollieren genau jede Einfuhr, auch die wissenschaftliche. Sie wollen sich erst überzeugen, was ihnen eine Wissenschaft, die vom einem Teil des Bürgertums als neue Kulturphilosophie angesprochen wird, an Gutem oder Bösem bescheren kann. Nur von diesem Gesichtspunkt ist die Stellung der Psychoanalyse drüben zu begreifen.

Psychoanalytische Motive auf einer Hygieneausstellung in Berlin

„Gesunde Nerven" heißt eine äußerst sehenswerte Ausstellung, die das Berliner Bezirksamt Kreuzberg im „Gesundheitshaus Kreuzberg" am Urban jetzt eröffnet. Wie aus einem anregenden Berichte von Dr. Robert Fließ in der „Vossischen Zeitung" zu entnehmen ist, ist diese Ausstellung das nachgelassene Werk des so früh verstorbenen Stadtoberschulrates Dr. Ernst Joel. („Der hat hier mit seinem verzehrenden Temperamente Visionen gestaltet, deren Inhalt zuvor aus großem Herzen erlebt war.") Vom psychoanalytischen Standpunkt enthält diese Ausstellung viel Beachtenswertes, insbesondere auch die Erziehung Betreffendes. (Einen Bericht über diese Ausstellung vom pädagogischen Gesichtspunkt aus der Feder von Nelly Wolffheim veröffentlicht gleichzeitig die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik".)

Dem Besucher wird es auffallen, daß neben vielen Demonstrationsobjekten dieser Ausstellung Tafeln in großer Schrift mit Zitaten aus Freud beigegeben sind. Drei dieser Freud-Zitate lauten:

„Irgend einmal wird das Gewissen der Gesellschaft erwachen und sie mahnen, daß der Arme ein ebensolches Anrecht auf seelische Hilfeleistung hat, wie bereits jetzt auf lebensrettende chirurgische, und daß die Neurosen die Volksgesundheit nicht minder bedrohen, als die Tuberkulose und ebensowenig wie diese der ohnmächtigen Fürsorge des Einzelnen aus dem Volke überlassen werden können." (Freud, Ges. Schriften, Bd. VI.)

„Ich glaube nicht, daß nur ein einziger Grund vorliegt, um Kindern die Aufklärung, nach der ihre Wißbegierde verlangt, zu verweigern." (Freud, Ges. Schriften, Bd. V.)

„Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.“ (F r e u d, Die Zukunft einer Illusion, Ges. Schriften, Bd. XI.)

Eine Reihe von bildlichen Darstellungen dieser Ausstellung beschäftigen sich mit der Bedeutung der Kindheitsschicksale für das

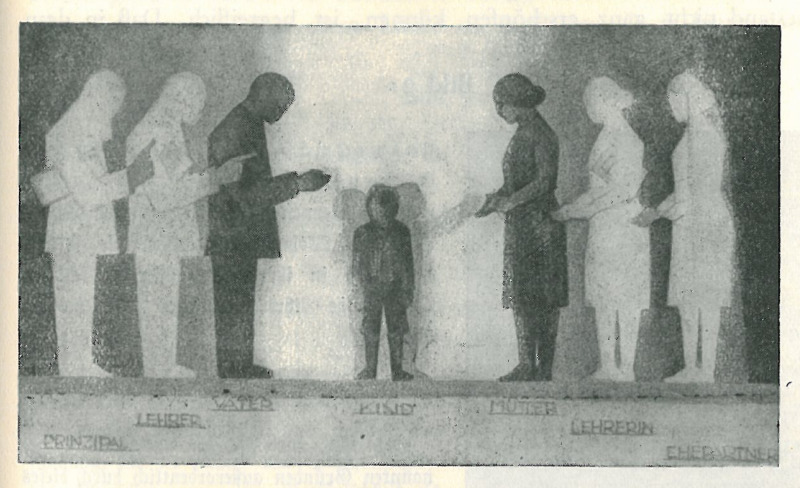


Bild I

Das Kind erlernt die Fähigkeit zu lieben von den Eltern. Zwischen dem zweiten und sechsten Lebensjahr entsteht eine Frühblüte der Sexualempfindungen. Der Knabe fühlt sich mehr zur Mutter, die Tochter mehr zum Vater hingezogen. Dieser wird für den Knaben zum Nebenbuhler. Dies ist ein normaler Konflikt (Ödipus-Konflikt); doch kann ein Kind liebesgebunden bleiben – z. B. an die Mutter – und sich vom Vater darum abwenden.

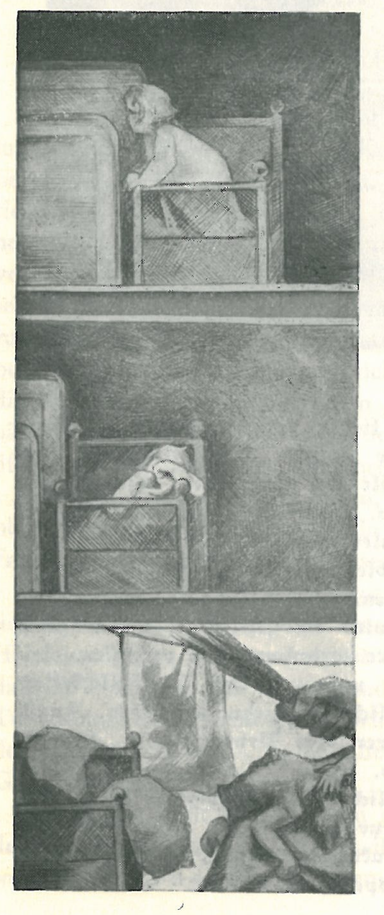
Dem reifer werdenden Menschen wird der Zwiespalt unerträglich und er wird automatisch ins Unbewußte verdrängt, d. h. vergessen.

Verdrängte Empfindungen können unbewußt auf Persönlichkeiten übertragen werden, die in elternähnlichen Beziehungen stehen. Angst und Schuldgefühle gegenüber dem Lehrer, dem Prinzipal usw., Liebesgefühle auf die Lehrerin, Ehefrau usw.

Eine gestörte Entwicklung der kindlichen Lebensfähigkeit kann also den Keim legen zu einer Psychoneurose (nervöse Krankheit), wie auch zu einer Störung der Charakterentwicklung, der Berufsfähigkeit, wie bei der Wahl des Liebespartners.

Seelenleben des Erwachsenen. Mit Genehmigung der Ausstellungsleitung reproduzieren wir hier einige von diesen Bildern nebst dem Begleittext. Das 1. Bild deutet die übertragene Ödipussituation an. Auf dem 2. Bild wird der Zusammenhang zwischen einem Belauschungserlebnis („Urszene") und dem kindlichen Bettnässen dargestellt. Und das 3. Bild zeigt einen in geschickter Weise schematich dargestellten Krankheitsfall. Daß die begleitenden Texte den psychologischen Tatbestand nicht ganz erschöpfen können, ist begreiflich. Daß in dem

Bild 2:



Unzweckmäßiges Verhalten der Eltern:

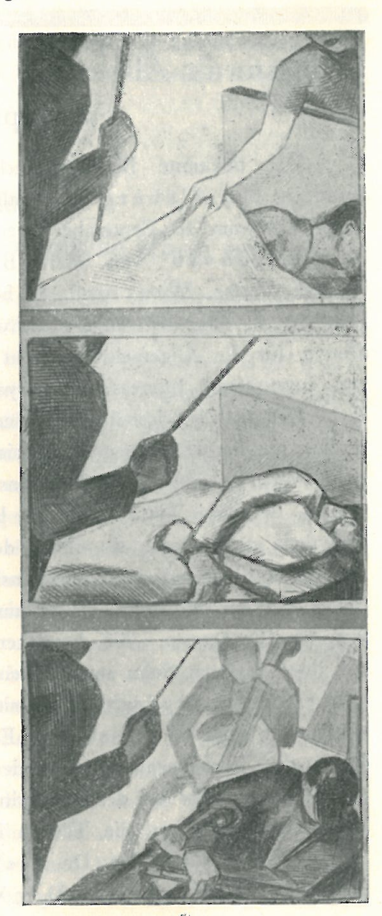
Aus Unkenntnis der Tatsachen von Bild 1 oder aus Wohnungsnot lassen die Eltern das Kind in ihrem Schlafzimmer schlafen und Zeuge ihrer ehelichen Beziehungen werden.

Das Kind wird aus den auf Bild 1 genannten Gründen außerordentlich durch dieses Erlebnis erregt. Da es aber infolge seiner noch nicht genügend gerüsteten seelischen und geistigen Fähigkeiten nicht imstande ist, über diese Erregungen hinwegzukommen, gerät es in einen ihm selbst unfaßlichen Angstzustand.

Um eine derartige unerträgliche Angst zu entspannen, nötigt das Kind einzunässen. Für dieses Einnässen, das einen Selbstrettungsversuch des Kindes aus der Angst darstellt, wird es vom Erzieher mit Prügeln bestraft. Aus Angst vor solchen Prügeln vergißt das Kind diesen ganzen Konflikt, verdrängt ihn ins Unbewußte und kommt zu Störungen seiner Entwicklung, wie auf Bild 1 angegeben.

(auf Bild 3 dargestellten) Falle des Musikers, der den Violinbogen nicht bewegen kann, wenn er den erhobenen Taktstock des Dirigenten erblickt, auch eine andere (sexualsymbolische) Mitdeterminierung vorliegt, wird den meisten Betrachtern ohne weiteres klar geworden sein. Es ist sogar zu vermuten, daß der Verfasser jener instruktiven Aufschriften mit Absicht noch freien Raum für die spontan einsetzende Deutungsarbeit des naiven Betrachters übriggelassen. Es fällt ihr wahrscheinlich umso leichter diese Lücke zu ergänzen, als es heute dank

Bild 3:



Die Onanie (Selbstbefriedigung) ist kein unnatürliches Laster, sondern eine vorübergehende Erscheinung im Erleben jedes Kindes.

Sie wird aber zu einer Schädigung für die seelische Entwicklung und geistige Gesundung, für die Liebes- und Berufstätigkeit des Menschen, wenn die Persönlichkeit als Kind wegen dieses Antriebes mit schweren Strafen bedroht, resp. sogar mißhandelt wird.

Das Bild zeigt, wie ein Knabe wegen Onanie an den Händen gefesselt und geschlagen wird. Zum jungen Mann geworden, wollte er Geiger in einer Kapelle werden. Der erhobene Stock des Kapellmeisters, der für die anderen Orchestermitglieder die Anleitung zu einem harmonischen Zusammenspiel ist, weckte in ihm nur die unbewußt schlummernde Angst vor dem Stock des Vaters, so daß er den rechten Arm zum Geigenspiel nicht mehr bewegen konnte (nervöse Lähmung), der damals vom Vater festgebunden und mit Schlägen bedroht worden war.

der psychoanalytischen Aufklärung ziemlich allgemein bekannt ist, wie wirksam der Kindespsyche gegenüber die im Verlaufe von Onanieabgewöhnungsmaßnahmen auch nur gelegentlich und beiläufig ausgesprochenen Kastrationsdrohungen sind.

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Rechtsanwalt Alsberg über psychoanalytische Kriminologie

Der bekannte Berliner Rechtsanwalt und strafrechtswissenschaftliche Autor Dr. Max Alsberg veröffentlicht in der „Juristischen Wochenschrift" vom 28. September 1929 eine Besprechung der Broschüre „Der Fall Lefebvre" von Marie Bonaparte (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1929). Er hebt hervor, daß der Mord der Madame Lefebvre an ihrer schwangeren Schwiegertochter, „da in ihm die unbewußten Motive für die Allgemeinheit recht klar und deutlich zu analysieren sind, von besonderem Interesse für psychologisch interessierte Strafwissenschaftler ist." „Der Fall ist deshalb besonders bemerkenswert, weil wesentliche äußere Motive für die Handlung der Greisin kaum vorhanden sind. Marie Bonaparte versucht nun in äußerst instruktiver Weise die unbewußten Mechanismen, die diese Tat zwangsläufig hervorgerufen haben, aufzudecken. Psychoanalytisch gesprochen: sie führt den Mord auf starke Verdrängungen, die aus einem überwertigen Kastrationskomplex entstanden sind, zurück. Dazu treten bei der Mörderin starke aus dem Ödipuskomplex resultierende aktivistische Tendenzen, die bewirken, daß ihr Unbewußtes Liebeswünsche auf ihren eigenen Sohn und dementsprechend Haßgefühl auf die Schwiegertochter, die ihr angeblich den Besitz des Sohnes eingeschränkt hatte, überträgt. Die Analyse scheint, von Einzelheiten abgesehen, gelungen zu sein. Denn die Verfasserin versteht deutlichzumachen, wie nach der Entspannung, die die Tat bei der Mörderin ausgelöst hatte, schwere nervöse Komplikationen, unter denen die Täterin litt, zurücktraten."

„Der Fall", — fährt dann Dr. Alsberg fort —, „ist übrigens auch in dem vor kurzem erschienenen Werk ‚Der Verbrecher und seine Richter,

von Franz Alexander und Hugo Staub (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1929) behandelt worden. Sympathisch berührt an beiden Arbeiten die Reserve, mit denen psychoanalytische Theorien vorgetragen werden. Beide Arbeiten zeigen zugleich, daß von den modernen naturwissenschaftlich orientierten psychologischen Methoden die Psychoanalyse die meisten Aussichten hat, kriminalistisch bedeutungsvoll zu werden. Das Werk von Alexander und Staub (einem Mediziner und einem Juristen) ist, abgesehen von der Darstellung des Falles Lefebvre, in jeder Beziehung von besonderem Interesse für den modernen Kriminalisten. Es orientiert in hervorragender Weise über die psychoanalytische Denkweise speziell in ihrer Bedeutung für die Kriminalistik. Die Bedeutung dieser Arbeit kann nicht nachdrücklichst genug betont werden. Die Schrift wird sicher viel dazu anleiten, sich mit den Schriften Freuds selber zu befassen."

Aus ihrer Sünden Maienblüte ist die Psychoanalyse schon heraus . . .

„Die heroische Zeit der Psychoanalyse, als sie in ihrer Sünden Maienblüte stand, beginnt stark abzuklingen." Mit diesen Worten beginnt ein Aufsatz von Erich Brock über „Psychoanalyse und Religion" in den „Schweizerischen Monatsheften für Politik und Kultur" (IX. Jg., 1929, Heft 2). Und fährt fort: „Der mehr oder minder großmütige Irrtum, man brauche dem Menschen nur alle Hemmungen, Klemmungen, Zwängungen wegzuanalysieren, damit alle Vorurteile und Lügen der Moral, des Geistes und des Glaubens (falls nicht diese Dinge und ihre Formen überhaupt mit Vorurteil und Lüge vereinerleit würden) sich verflüchtigen, damit mit anderen Worten die reine Natur — ein Ehrenname, auf welchen nur die kompaktesten Triebe Anspruch hatten — befreit, wahr und sich selber genug hervorspränge: diese Anschauung spukt nur noch in einigen schwächeren Köpfen der Schule." (Zu den nichtschwächeren Köpfen der Psychoanalyse zählt der Verfasser den bekannten Züricher Psychoanalytiker und protestantischen Pfarrer Dr. Oskar Pfister.) Brock gibt zu, daß die Psychoanalyse die Fehler früherer Geschlechter, die Vernachlässigung der Trieblehre durch die Wissenschaft, gut zu machen hatte. Es wurde durch die Psychoanalyse „aufgezeigt, mit welcher Leidenschaft die mittelsten Triebe der Seele nach den vereinzeltsten Sinnbildern greifen und wie weitgehend ihre wirkliche Auslebung, besonders bei Verbauung greifbarer, eine allegorische sein

kann." . . . „Das Glanzstück und geradezu weltgeschichtliche Verdienst der Psychoanalyse blieb insbesondere die Durchleuchtung der grundlegendsten und folgenreichsten menschlichen Beziehungen, derjenigen von Kindern und Eltern." Angesichts dieser „unabsehbaren Befruchtung der Seelenheilkunde, wie des gesamten Geisteslebens" konnte man der Psychoanalyse manche Übertreibungen des ersten Feuers verzeihen. Aber heute müsse man schon an die Ergänzung jener Lücken und Einseitigkeiten denken, die auch im innersten Prinzip der psychoanalytischen Bewegung vorhanden sind: „schon von vornherein gibt es Mißtrauen ein, wenn man sieht, wie nach dieser Lehre der Trieb, den sie weit tiefer und mächtiger, ja allmächtiger ansetzt, als es je zuvor geschah, und den man, schulmäßige Verengerungen meidend, etwa den Lebenstrieb nennen könnte — wie dieser eine ungemeine Schwäche, Beißbarkeit, Blindheit in der Auswirkung äußert und über jeden Strohhalm stolpert, sich in den kleinsten Knoten verheddert, den das Denken eines Kindes auflösen könnte."

Das unaufhörliche Zurückrufen aller einzelnen Verdrängungen — führt Brock aus — ist nicht erwünscht. „Im Augenblick, wo man sich ernstlich zu leben entschließt, wird die Verdrängung zur gebieterischen Pflicht — wohlverstanden die richtige und normale Verdrängung. Alles Leben ist Gestalten, alles seelische Gestalten ist aber Verdrängen, Verwerfen des nicht gebrauchten Stoffes. Allzuviele, die durch die Psychoanalyse gingen, fanden dazu nicht mehr zurück. Sie starren wie hypnotisiert auf ihre Träume, Halbgefühle, Assoziationen, Symbole und fürchten, es könne eine ‚Verdrängnis' geben, wenn sie nicht alles gewissenhaft oder betulich und ohne sich eine Beeinflussung zu erlauben, sich auswirken, klären und erklären lassen bis zum Letzten. Damit ist jede sittliche und Denk- und Lebensfreiheit verloren . . . Man muß über bestimmte Dinge hinweggehen und sie auf sich beruhen lassen, mögen sie auch nicht in Ordnung sein, um der positiven Ziele und der Pflicht zu sich und ihnen willen — geschweige denn, wenn es sich nur darum handelt, Kleinigkeiten Kleinigkeiten sein zu lassen. Man muß etwas glauben und danach sich und das Leben gestalten; und dies Prinzip vermag die Analyse nicht zu geben."

Von Pfister allerdings muß es der Verfasser anerkennen, daß er „dank seiner nie aufgegebenen höheren Weltanschauung" in die Psychoanalyse „am frühesten aufbauende Gesichtspunkte hineingebracht hat." Pfisters Schriften seien „trotz ihrer schnellen Folge durchaus kritisch und sorgfältig. Bedenklich könnte höchstens die resolute Art sein, mit welcher er das Christentum auf eine lebenstüchtige, in Hifsbereitschaft und gesunder Werkmoral ihren Schwerpunkt besitzende, im besten Sinne bürgerliche Form ein-

schränkt und alle hochfliegenderen, ‚mystischen‘ Ausprägungen wegzuanalysieren unternimmt.“ Mit solchen Büchern scheint dem Verfasser immerhin „ein großer Schritt getan, um den positiven und bleibenden Wert der Psychoanalyse, welcher hinter den unvermeidlichen Übersteigerungen zweifellos vorhanden ist, endgültig in das allgemeine Kultur- und Geistesleben einzugliedern.“

*

Wie sich die psychoanalytische Schule zu solcher — heute öfters als vereinzelt vernehmbaren — Verheißung einer „endgültigen Eingliederung“ verhält, braucht wohl dem unterrichteten Leser dieser Zeitschrift nicht auseinandergesetzt zu werden. Ihrer chronistischen Aufgabe gemäß verzeichnet „Die psychoanalytische Bewegung“ — in diesem Falle und in manchen ähnlichen — wohl gelegentlich solche freundlich ausklingende Äußerungen, verkennt aber dabei nicht, daß es gerade der Widerstandscharakter in der Umwelt ist, der sich durch Konzessionen zu erneuern und zu stärken anschickt. Auf solche Zeichen der partiellen Anerkennung weisen wir nicht etwa mit hoffnungsvoller Genugtuung hin, wie auf dünne „Silberstreifen“ am Rande des noch düsteren Horizonts der psychoanalytischen Bewegung, vielmehr erblicken wir in solchen freundlich anmutenden Einladungen, die sich nur ausbedingen, daß um der Salonfähigkeit willen die sogenannten Übertreibungen noch im Stiegenhaus abgeworfen werden, schwere Gefahrsmöglichkeiten für die Zukunft der voraussetzungslosen psychoanalytischen Forschung, Verlockungen zu wissenschaftlich nicht verantwortbaren Kompromissen. A. J. St.

Der Gegensatz von Arzt und Volk

Im Juniheft 1929 des „Hippokrates“ (Zeitschrift für Einheitsbestrebungen der Gegenwartsmedizin) schreibt Dr. Heinrich Meng (Frankfurt) über den „Gegensatz von Arzt und Volk in der Bevölkerungsfrage“. Wenn ein Arzt 1927 in einer führenden deutschen medizinischen Zeitschrift schreibt: „Wer nicht über die nötigen Mittel verfügt, eine Familie menschenwürdig zu erhalten, der soll überhaupt nicht heiraten und geschlechtlich enthaltsam bleiben“, wird — so führt Meng aus — in den Zeiten sexueller Not der einfache Mann schwer zu der Kunst dieses Arztes Vertrauen fassen. Der Arzt dürfe nicht den Zusammenhang mit der schaffenden Bevölkerung verlieren. Bezeichnenderweise setzt Meng seinem Aufsatz als Motto ein Nietzsche-Zitat voran. Der Arzt muß — heißt es mit Nietzsches Worten

„. . . eine Beredsamkeit haben, die sich jedem Individuum anpaßt und ihm das Herz aus dem Leibe zieht, eine Männlichkeit, deren Anblick schon den Kleinmut (den Wurmfraß aller Kranken) verscheucht, eine Diplomatengeschmeidigkeit im Vermitteln zwischen solchen, welche Freude zu ihrer Genesung nötig haben, und solchen, die aus Gesundheitsgründen Freude machen müssen (und es können), die Feinheit eines Polizeiagenten und Advokaten, die Geheimnisse einer Seele zu verstehen, ohne sie zu verraten — kurz, ein guter Arzt bedarf jetzt der Kunstgriffe und Kunstvorrechte aller anderen Berufsklassen: so ausgerüstet ist er dann imstande, der ganzen Gesellschaft Wohltäter zu werden, durch Vermehrung guter Werke, geistiger Freude und Fruchtbarkeit, durch Verhütung von bösen Gedanken, Vorsätzen, Schurkereien (deren ekler Quell so häufig der Unterleib ist) durch Herstellung einer geistigleiblichen Aristokratie (als Ehestifter und Eheverhinderer), durch wohlwollende Abschneidung aller sogenannten Seelenqualen und Gewissensbisse: so erst wird er aus dem ‚Medizinmann' ein Heiland und braucht doch keine Wunder zu tun; hat auch nicht nötig, sich kreuzigen zu lassen."

Mengs Aufsatz schließt mit folgenden Ausführungen:

„Wir alle wissen wie schwer es ist, daß der werdende Arzt und der in der Praxis stehende Arzt genügend Kraft, Zeit und Mittel aufbringt, um sich das Wissen anzueignen, das biologische Menschenökonomie fordert. Ein Umbau der Ausbildung auf der Universität wird ebenso notwendig sein, wie die Schaffung von Möglichkeiten für den praktischen Arzt, seine Fortbildung weiterzuführen. Die Frage, inwieweit er sich innerlich dazu verpflichtet fühlt, kann allerdings von außen her nicht gelöst werden. Wer sich selbst prüft, weiß, wie schwierig es ist, medizinische, weltanschauliche, soziologische Vorurteile zu korrigieren, gerade sie spielen bei der Raterteilung eine führende Rolle. Bleuler hat diesem Problem sein Buch über das autistische Denken gewidmet, Freud hat zeigen können, welche biologischen, konstitutionellen und durch Milieu bedingten Widerstände sich entgegenstellen. Die ‚Lernstörungen' des Erwachsenen sind sicher nicht geringer als die des Kindes, wahrscheinlich größer. Der sich selbst prüfende Arzt wird manchen Grund finden, weshalb das Vertrauen des Laien zu ihm labil ist, und er wird nicht immer den Grund beim Laien finden können. Das Wissen von den Gesetzen der individuellen und kollektiven Seele ermöglicht, sachliche Urteile zu fällen über die Prognose der von Einzelgruppen oder Massen angestrebten Reformen. Freud hat schon 1908 in der an seine Arbeit ‚Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität' anschließenden Diskussion mit Ehrenfels eine klare Übersicht der Schäden aufgezeigt, welche die For-

derungen der Gesellschaft auf weitgehende Triebeinschränkungen in Form neurotischer Erkrankungen zeitigen. Wie immer tat er das in einer klaren Erkenntnis der Wirklichkeit, vorsichtig und zurückhaltend. 1912 hat Freud in den Beiträgen zur ‚Psychologie des Liebeslebens' (Freud, Gesammelte Schriften, Band V) folgendes gesagt, was heute noch ebenso führend sein müßte, wie damals: ‚Angesichts der in der heutigen Kulturwelt so lebhaften Bestrebungen nach einer Reform des Sexuallebens, ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die psychoanalytische Forschung Tendenzen so wenig kennt wie irgendeine andere. Sie will nichts anderes, als Zusammenhänge aufdecken, indem sie Offenkundiges auf Verborgenes zurückführt. Es soll ihr dann recht sein, wenn die Reformen sich ihrer Ermittlungen bedienen, um Vorteilhafteres an Stelle des Schädlichen zu setzen. Sie kann aber nicht vorhersagen, ob andere Institutionen nicht andere, vielleicht schwerere Opfer zur Folge haben müßten.' — Die Kluft zwischen Arzt und Patient im Spiel der seelischen Kräfte, die hinter ihrem Phänomen vermutet werden, verringert sich, wenn man immer mehr die Gesetze ihrer Interferenz kennt, achtet und nutzbar macht."

Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung

„Auslegungen der Seele" heißt ein gehaltvoller Essay von August Vetter im Septemberheft 1929 der „Zeitschrift für Menschenkunde". (Auf eine — die Psychoanalyse ebenfalls ins Auge fassende — frühere Studie desselben Verfassers haben wir in dieser Zeitschrift, Heft 1, S. 88 ff., bereits hingewiesen.) Der neuen Arbeit Vetters entnehmen wir folgenden Passus:

„Die neue Lage der Seelenforschung seit Freud ist durch eine tiefergreifende, nacktere Auffassung der ‚seelischen Energie' gekennzeichnet. Wo Bergson noch dichterisch verhüllt vom Schaffenstrieb, von der Lebensschwungkraft redet, da spricht die Psychoanalyse unmittelbar vom Zeugungstrieb, von Sexualität und Libido. Sie überträgt gleichsam den Text des Bewußtseins in die Ursprache. Der seelische Ablauf wird hier nicht mehr wie ein Bühnenspiel unbeteiligt angeschaut; es genügt auch nicht, sich in sein Geschehen einzufühlen, wie sich ein Schauspieler in seine Heldenrolle einschmiegt, ohne selbst zum Helden zu werden. In der Geschlechtlichkeit tritt uns das Leben als unsere geheimste, eigenste Wirklichkeit entgegen, so daß jede Aussage darüber sofort zu einem persönlichen Bekenntnis wird. Daraus erklärt sich die Peinlichkeit und das Entsetzen, das die reine Trieblehre zunächst erweckt.

Aber noch durch einen weiteren Umstand ist die Psychoanalyse grundlegend von der sonstigen Betrachtungsweise geschieden. Aus der Beobachtung

des kranken Seelenlebens hervorgegangen, setzt sie bei der Störung des Verhaltens und der Persönlichkeit ein. Sie gewinnt damit einen Ansatzpunkt, der zwingender ist als irgendeine andere innere Gegebenheit, und zugleich wird sie über die bloß begriffliche Beschäftigung mit ihrem Gegenstand hinausgehoben. Seelenforschung ist jetzt nicht mehr beschreibende Selbstspiegelung, nicht mehr Theorie, sondern Therapie, Heilkunst und Seelsorge, wie sie es in ihren vorwissenschaftlichen Anfängen war. Die Frage: ‚Was sollen wir tun?‘ tritt in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen. Und das Suchen nach einer Richtschnur für das Handeln kann sinnvoll nur beim Erlebnis des Leidens einsetzen, denn wo nicht gelitten wird, da versteht sich das Tun von selbst. Ohne die Voraussetzung einer bestimmten seelischen Not fehlt der Seelenlehre die Notwendigkeit.

Als eigentlichen Störungsherd des Innenlebens hat Freud die Entwicklungskrise der Geschlechtlichkeit entdeckt — jene Stelle, wo das Kind sich von den Eltern abzulösen gezwungen ist, wo es seine Liebesbindung von Vater und Mutter weg auf den Mann oder das Weib übertragen muß. Gelingt diese Umkehr und Reife nicht oder mangelhaft, so kommt es innerhalb der Seele selbst zum Kurzschluß und zur Ersatzbildung, zum ‚Ödipuskomplex‘, wobei sich kindliche Verehrung und sinnliche Begierde derart kreuzen, daß die Entschlußkraft gelähmt und gespalten wird. Die Gesundung aber entsteht dadurch, daß die unbewußt umgangene Entwicklungsforderung in der Behandlung wachgerufen und durch Übertragung der verdrängten Regung auf den Arzt zur Entscheidung gezwungen wird.

Verallgemeinert läßt diese Deutung und Heilung des seelischen Leidens eine tiefe Verwandtschaft mit der christlichen Bekehrungsbotschaft erkennen, insofern hier der ‚Sündenfall‘, die Abkehr vom Schöpfer, mit dem erwachenden Geschlechtsbewußtsein und der geistigen Entwicklungskrise unseres Geschlechtes zusammenhängt, die Erlösung aber durch den Mittler geschieht, der freiwillig die Sünden der Welt auf sich nimmt und durch diese ‚Übertragung‘ dem Verlorenen die Möglichkeit der eignen Errettung gibt.“

Nochmals: die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör

In dem freundlichen Bericht Ewald Bohms (S. 264 ff. dieser Zeitschrift) über den Weltkongreß für Neue Erziehung steht ein Mißverständnis, auf dessen Aufklärung ich Gewicht lege. Der Satz: „Ich betrachte das Ideal des völligen Durchanalysierens als eine Dummheit“ soll nicht der möglichst

gründlich durchgeführten sogenannten Ganzanalyse in den Weg treten. Ich führte in jenem Zusammenhange aus, daß die menschliche Psyche einem unergründlichen Meere gleiche und bei der unendlichen Kompliziertheit der Determination eine restlose Aufdeckung der seelischen Zusammenhänge undurchführbar sei. Hieraus ergibt sich die Aussichtslosigkeit des Vorhabens, alle und jegliche unbewußten Motive restlos und mit ihrer ungeschmälerten emotionalen Konkomitanz ins Bewußtsein zurückzuführen.

Die Kinderanalyse im Sinne Anna Freuds halte ich selbstverständlich für durchaus notwendig, wo es sich um gewisse schwere Fälle handelt. Allein neben dieser mühevollen Arbeit, deren Anwendung durch die genannte ausgezeichnete Analytikerin selbst auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Kindern eingeschränkt wird, gibt es eine Kurzanalyse, die außerordentlich viel Segen stiften kann, wenn sie auch den Wissensdrang des umsichtigen Analytikers nicht voll zu befriedigen vermag. Ich halte diese Teilanalysen, die in der praktischen Erzieherarbeit auf Schritt und Tritt nötig werden, für ungemein wichtig. Wie sie zu verstehen ist, zeigte ich in der 3. Auflage meiner „Psychoanalytischen Methode" (S. 509—529); ich verweise im Übrigen auf Hans Zulligers prächtige Arbeiten aus seiner Lehrerpraxis.

Nachzutragen ist dem Berichte auch, daß Dr. René Laforgue, Vorsitzender der Pariser Psychoanalytischen Gesellschaft, einen überaus gehaltvollen und für Erzieher ganz besonders wichtigen Vortrag hielt über das Thema: „Mécanismes d'autopunition chez les enfants" (Die Mechanismen der Selbstbestrafung bei Kindern). Da die englischen und amerikanischen Vertreter der pädagogischen Psychoanalyse leider ausgeblieben waren, verdient der Beitrag Dr. Laforgues ganz besonders dankbare Erwähnung.

Oskar Pfister

Eine „Berichtigung"

Unter der Überschrift „Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit" (es ist ein Zitat aus der „Frankfurter Zeitung") referierten wir im Heft 2 dieser Zeitschrift über ein Buch von Ch. E. Maylan. Wir warfen dabei die Frage auf: „Gehört es zu der Eigenart ‚eingeborenen Adels', ‚biologisch wohlgelungenen Lebens', an der Spitze eines Pamphlets gegen eine lebende Person das Porträt dieser, ohne ihre Befragung und ohne Befragung des Künstlers, der das Porträt schuf, also sittlich und rechtlich unbefugt zu veröffentlichen, — und das Unterschriftsfaksimile des Objektes des Pamphlets ebenfalls und so in den herbeigelockten Lesern zunächst den Eindruck zu erwecken, als sei dieses Werk irgendwie mit Wissen und Einverständnis seines Opfers zustandegekommen?"

Zu diesem Fragesatz sendet uns der Rechtsanwalt des Herrn Maylan folgende Berichtigung:

„1) Es ist unwahr, daß Charles E. Maylan das Porträt Freuds rechtlich und sittlich unbefugt veröffentlicht hat. Wahr ist, daß Freud zweifellos der Zeitgeschichte angehört und daher nach § 11, Abs. 1, Ziffer 1 des Gesetzes vom 9. Januar 1907, sein Bild ohne Genehmigung zur Schau gestellt und verbreitet werden darf. — 2) Es ist unwahr, daß Charles E. Maylan das Porträt Freuds rechtlich und sittlich unbefugt, ohne Befragung des Künstlers, der das Porträt schuf, veröffentlicht hat. Wahr ist, daß Charles E. Maylan das Recht zur Veröffentlichung des Porträts ordnungsgemäß (laut den mir vorliegenden Urkunden) gegen Bezahlung von der Witwe des Künstlers erworben hat."

Zu dieser Berichtigung ist zu bemerken:

Ad 1) Unsere tatsächliche Behauptung, daß M. von Prof. Freud keine Ermächtigung erhalten hat, das Porträt zu veröffentlichen, wird durch diese Berichtigung gar nicht berichtigt. Punkt 1 der Berichtigung ist also gar keine Berichtigung, sondern die Mitteilung, daß in Deutschland eine gewisse gesetzliche Bestimmung besteht, die nach der Meinung des „Berichtigenden" auf den Fall Freud anzuwenden wäre. Das Fehlen der Genehmigung Freuds wird nicht bestritten; die Ansicht, daß es der Genehmigung nicht bedarf, haben wir hier gerne bekannt gemacht. Unverständlich ist es allerdings, wie die Meinung des Herrn M., es sei rechtlich zulässig, ein Pamphlet mit dem Bild des Opfers zu schmücken, auch unsere Behauptung, er sei daher „sittlich" unbefugt vorgegangen, berichtigen soll. Diese „Berichtigung" glaubt dadurch, daß sie den Wortlaut unseres Satzes so nebenbei modifizierte, d. h. die Reihenfolge der Adverbia „sittlich" und „rechtlich" veränderte, auch den Vorwurf des Sittlich-Unbefugt erledigt zu haben. Von Herrn M., dessen Buch überall voll ethischen Schnaubens über den Mangel an Ethos in der Psychoanalyse ist, hätte man eigentlich dieses Degradieren des Sittlichen und Negligieren des diesbezüglichen Vorwurfes nicht erwartet. Im Übrigen wird auch nicht „berichtigt" inbezug auf das unter das Porträt gesetzte Unterschriftsfaksimile Freuds. Vielleicht hat Herr M. auch dafür einen Paragraphen, den er uns nur verschwiegen hat. Dem unbefangenen Dritten fällt es jedenfalls auf, daß das Buch sich nicht damit begnügt, die auf der Porträtradierung bereits enthaltene Freud-Unterschrift zu bringen, sondern noch separat, unmittelbar darunter, zum zweiten Male die Freud-Unterschrift faksimiliert, damit gewiß der Eindruck einer speziell für dieses Buch geleisteten Freud-Unterschrift entstehe.

2) Unsere Annahme, daß Herr M. den Künstler, der das Porträt schuf, nicht befragt hatte, war, wie wir nun nachträglich feststellen mußten, tatsächlich falsch. Herr M. (bezw. sein Verleger) hat den Künstler (bezw. die Witwe Ferdinand Schmutzers) tatsächlich befragt. Soweit also von der Befragung die Rede ist, ist die Berichtigung vollauf am Platze. Daß die Witwe des Künstlers die vom Verlag gewünschte ausdrückliche, schriftliche Genehmigung zur Reproduktion der Radierung allerdings nicht erteilt hat, ist, angesichts der vollberechtigten Berichtigung inbezug auf das Nichtanfragen, vielleicht ganz nebensächlich; nebensächlich umsomehr, als die Witwe des Künstlers

auf unser Befragen erklärte, daß bei Kenntnis des Umstandes, daß es sich um ein Pamphlet gegen Freud handelt, nicht nur die Erteilung der Genehmigung ihrerseits, sondern auch jedes Verhandeln über eine etwaige Erteilung dieser Genehmigung, für sie jedenfalls von vornherein ausgeschlossen sei. Aber dies ist wieder nur ein sittlicher Gesichtspunkt von Seiten der Frau Alice Schmutzer, ein sittlicher Gesichtspunkt, der für den rechtskundigen Ethiker und Ethikforderer M. wohl in die zweite Rangordnung versetzt und dort vernachlässigt wird. A. J. St.

Psychoanalyse und Fürsorgearbeit

Über „Psychoanalyse und Fürsorgearbeit" wird Dr. Ulrich Vollrath in Gemeinschaft mit Fürsorgerin Käthe Dedekind im ersten Vierteljahr 1930 in Berlin einen einführenden Kurs für Fürsorgerinnen und sonstige in der sozialen Fürsorge Tätige abhalten. Nähere Auskunft erteilt Stadtarzt Dr. Vollrath, Fürstenwalde (Spree).

Aus Zeitungen und Zeitschriften

Im Juliheft 1929 der Monatsschrift „Die Hilfsschule" (Organ des Verbandes der Hilfsschulen Deutschlands) veröffentlicht Dr. Heinrich Meng (Frankfurt a. M.) eine Abhandlung über „Psychoanalyse und Jugendkunde". Eingangs führt er aus, daß das Streben der großen Pädagogen, wie Rousseau, Pestalozzi, Herbart, nach vorurteilsfreiem Beobachten und Urteil erfolglos bleiben mußte, nicht nur darum, weil sie in ihren weltanschaulichen Einstellungen befangen waren, sondern weil ihnen die Grundlage einer wirklichkeitsnahen Jugendkunde fehlt: es gab keine Trieblehre und keine Seelenkunde, die das gesamte Psychische umfaßte. Beides schuf erst die Psychoanalyse. Freud bezeichnete zuerst das „Sinnvolle" um die Tendenz als das Kriterium, nach dem man die psychische Natur eines Vorganges mit Sicherheit annehmen kann. „Seither ist die gesamte Psychologie — auch die nicht psychoanalytische — in fast allen ihren Richtungen darauf aus, nicht nur Gesetze von Funktionen zu finden, sondern auch sinnvolle Zusammenhänge zu erkennen oder auf Grund von Tatsachen Material zu konstruieren." Insbesondere hat die Freudsche Trieblehre die Aufmerksamkeit auf die führende Rolle der sexuellen Triebe gelenkt. „Vor 1900 hat sich die Wissenschaft gescheut, ehrlich über diese Dinge zu sprechen, obgleich die Literatur aller Zeiten so von sexuellen Themen erfüllt war, daß dies allein schon hätte zeigen können, daß erst die klare Erfassung der sexuellen Tendenzen der Menschheit aus der Pseudowissenschaft von Leib und Seele eine Wissenschaft machen kann." Meng gibt dann eine Darstellung der Grundzüge der Freudschen Psychologie mit besonderem Hinweis jeweilen auf die Bedeutung der einzelnen psychoanalytischen Forschungsergebnisse für die

Jugendkunde und die pädagogische Praxis. Er schließt mit der Feststellung, daß der Weg einer psychoanalytisch orientierten Jugendkunde nicht nur zum besseren Verständnis des fremden und eigenen Kindes, sondern auch zu einem tieferen Erkennen des Wesens aller Menschen führt.

*

In der „Medizinischen Rundschau“ des „Berliner Tageblatt“ stellt Dr. Ludwig Paneth die Frage: „Psychoanalyse oder Psychosynthese?“ Analysieren, meint er, genügt nicht. Es müssen dann noch „zielbewußt die großen synthetischen Aufgaben angegriffen werden; Polarisierung der Triebe, Vereinheitlichung der Persönlichkeit, Aufrichtung jener straffen zentralistischen Regierung, deren die gesunde tatfrohe Seele bedarf“. Die Psychoanalyse, meint Paneth, sei bloß Reparation der Fehlerrichtung, die Menschen und Lebensumstände fertiggebracht haben, und Wiederherstellung der Erreichbarkeit; die eigentliche Neuerreichung sei die Synthese. Zum Schluß wird unter Anlehnung an eine Nietzsche-Stelle formuliert: Psychoanalyse fragt: frei wovon? Psychosynthese fragt: frei wozu?

*

Im Augustheft 1929 der von Dr. K. F. Schaer in Zürich herausgegebenen und in Basel erscheinenden „Psychologischen Rundschau“ schreibt Prof. Dr. R. Herbertz (Bern) über das Leugnen. Er stellt diesem Aufsatz, der sich hauptsächlich mit dem Leugnen des Angeklagten im Strafprozeß beschäftigt, den bekannten Satz von Freud über den Selbstverrat, der den Menschen aus allen Poren dringt, an die Spitze; verweist auch auf den Ausspruch Nietzsches: „Man lügt zwar mit dem Mund, aber mit dem Maul, das man dazu macht, sagt man doch die Wahrheit“. Aus „dieser tiefen psychologischen Weisheit des großen Vorläufers der Psychoanalyse“ — fährt Herbertz fort — „ergibt sich zweierlei.“ Ein guter Ratschlag: sieh dem Leugnenden gehörig aufs Maul. Und zweitens ergibt sich daraus die gesuchte Erklärung des Gegensatzes zwischen Bewußtsein und Unbewußtem. („Dieser Gegensatz ist nämlich oft nur ein scheinbarer. Das Bewußtsein will oft im Grunde gar nichts anderes als das Unbewußte.“) Herbertz hebt hervor, daß das Strafbedürfnis seine „Arrangements“ und Selbstsabotageakte nicht erst im Stadium der Voruntersuchung und bei Gelegenheit des Leugnens zu beginnen pflegt. „Nicht erst durch seine ungeschickte Verteidigung, sondern bereits durch seine ungeschickte ... Tat selbst will der Strafbedürftige sich (unbewußt) enthüllen. (In diesem Zusammenhang verweist Herbertz auf die Darstellung des Falles des Bücherkleptomanen im Buche von Alexander und Staub „Der Verbrecher und seine Richter“.) Als ein Beispiel dafür, wie sich die Selbstsabotage bei der

Tat gemeinsam mit der Selbstsabotage durch ungeschicktes Leugnen nach der Tat in den Dienst des Strafbedürfnisses stellt, wird der Fall des kürzlich vom Schwurgericht zu Bonn wegen Giftmordes zum Tode verurteilten Arztes Dr. Richter angeführt. Nicht ganz dieselben psychischen Merkmale wie beim Leugnen im forensischen Stadium treffen für das Leugnen nach rechtskräftigem Urteil zu. Bei einer Gruppe von Strafgefangenen sind die Verteidigungs- und Abwehrinstinkte, die während der Voruntersuchung und im Prozeß aufs äußerste angestachelt waren, zur relativen Beruhigung gelangt. Mit der Psychologie des „leugnenden Strafgefangenen" will sich Prof. Herbertz in einem späteren Aufsatz beschäftigen.

*

Im „Tagebuch" vom 23. November hält sich „Peregrinus" über den Hinweis von Hans Cornioley (Bern) auf das Sexualsymbolische in der „Frommen Helene" von Wilhelm Busch (s. Heft 2 der „Psychoanalytischen Bewegung") auf. Busch werde wie ein Pornograph behandelt; „verlegen muß ich bekennen, daß ich mir angesichts der Phantasie des Psychoanalytikers wie ein Anfänger vorkomme . . . Das Schweinerei-Verbindungsglied fehlt mir anscheinend."

*

„Der analysierte Freud" heißt ein kleiner Aufsatz von Oskar A. H. Schmitz in der „Zeitschrift für Menschenkunde" (5. Jg., Heft 4). Die Freudsche Analyse stifte oft mehr Übel, als Gutes, da sie kein verantwortliches Selbst anerkenne; sie führe zu einseitigem Verstehen und Verzeihen. Wo bleiben die Werte, reklamiert Schmitz. Freud sei in der Naturwissenschaft stecken geblieben. Im 19. Jahrhundert. Zur Zeit von Freuds Jugend seien religiöse und ethische Doktrinen der Älteren (der Eltern) tatsächlich im Liberalismus oder in reaktionärer Auffassung erstarrt gewesen. Daher datiere die wertfeindliche Einstellung Freuds. Zwar sei es falsch, Freud persönlich das Gefühl für Werte abzusprechen („er besitzt es vielmehr in hohem Maße, der ganze uralte jüdische Ethos steckt in ihm"), „aber eben dies hat er verdrängt." Freuds revolutionäre Gesinnung sei nur zerstörerisch, denn — wie Schmitz mit Bedauern feststellt — die von Freud auch im Alter nicht aufgegebene revolutionäre Einstellung versäumt es „neuen Tafeln Platz zu machen".

*

In einem Aufsatz über „Musikkritik — Musikerkritik" (in der „Vossischen Zeitung" vom 23. November) unterscheidet Kurt Westphal zwischen zwei grundsätzlich geschiedenen Anschauungsformen der darstellenden Kunstkritik. Als „psychologische" Betrachtungsart bezeichnet er jene, die den Schöpfer und sein Werk als ein unteilbares Ganzes

nimmt und die aus dem menschlichen Erleben, dessen Formen und Inhalten die Eigenart des Kunstwerkes zu verstehen sucht; und als „analytische" demgegenüber jene, die Leben und Schaffen eines Künstlers trennt und sich lediglich an das materielle Sein des Kunstwerkes hält, es mit Hilfe von Maßstäben untersucht, die außerhalb des Werkes liegen. „Es ist selbstverständlich", — führt Westphal aus, — „daß eine Entdeckung wie die der Freudschen Psychoanalyse, die alle seelischen Vorgänge in eine Beziehungsreihe setzt und als Varianten einer Elementarkraft auffaßt, auch für die Kritik und die Erkenntnis des künstlerischen Schaffensprozesses neue Perspektiven eröffnen mußte. Die Übertragung der psychoanalytischen Methode auf die darstellende Kritik lag nahe. In vielfältiger Weise ist diese Aufgabe gelöst worden. Ihre Gefahr bestand vor allem darin, daß sie vom Kunstwerk wegführte und den Schwerpunkt in die Untersuchung des Schaffensprozesses legte."

Westphal führt dann aus, warum die subjektivistische Musik des 19. Jahrhunderts eine „psychologisch" betrachtende Kritik geradezu herausfordern mußte und warum in der der jüngsten Zeit mit der Wendung von der subjektivistischen Musik zur „sachlichen" auch eine Wandlung der Musikkritik (zur Analyse hin!) sich vollziehen mußte. „Die moderne Musik verlangt eine Anschauungsart, welche ihre Formen mathematisch mißt und sie jedes Symbolcharakters entkleidet. . . Die Verbindung zwischen Klang und irreeller seelischer Energie, die in der modernen Musik aufgehoben ist, wird von der analytischen Betrachtungsart, die ihr allein gemäß ist, durchschnitten."

*

Im „Neuen Wiener Journal" vom 17. November äußerst sich Dr. Eduard Hitschmann, Leiter des Psychoanalytischen Ambulatorium in einem Interview über „Traumwandler und Mondsüchtige". Er schließt mit der Feststellung, daß es der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, das Geheimnis des Somnambulismus aufzuklären. „Nur soviel kann mit Sicherheit gesagt werden, daß die Behandlung des Traumwandelns mit der Behandlung neurotischer Veranlagung und Erkrankung zusammenfällt." Die Psychoanalyse, die den Traumphänomenen so große Aufmerksamkeit geschenkt hat, sei in erster Linie berufen, auf diesem Krankheitsgebiet Heilerfolge zu erzielen.

Register zum I. Jahrgang

Abderhalden 90
Abraham, K. 55, 71, 317
Abstinenz, sexuelle 83, 344 ff
Abtrünnige als Führer 151
Achelis, W. 80, 162
Ackerbau 227 ff, 263
Adler, A. 80, 86, 348
Aichhorn, A. 189, 190, 348
Alacoque, Marguerite-Marie 164
Alexander, F. 116, 117 ff, 181, 188, 190, 249, 282 f,
Alfieri 305 [352, 373, 383
Alsberg 372
Aktualneurose 344 ff
Alkoholismus 261
Allendy, A. R. 188, 232
Allers 86
Allmacht der Gedanken 108,
Altersklassen 228 [204
Ambivalenz 231, 339
Amour, le Grand 235 ff
Ampère 308
Amphimixis 42
Analytiker, Wichtigkeit des Analysiertseins 35 f
Angst 261
Angsthysterie 345
Angstneurose 344 ff
Angst vor Prügeln 370
Anspielung und Entblößung
Antonius 342 [127 ff
Anzengruber 317
Armutsgelübde 165
Arndt 9
Arzt und Volk 375 f
Askese 163 ff
Asozialität des Führers 150 f
Assoziationsexperiment 169 f
Ästhetik 203, 205, 211
Asthma 71 f
Atheismus 272 ff
Attentate, politische 336 ff
Aufklärung (sexuelle) 368
Aufklärung (Weltanschauung) 5 ff, 23, Feindschaft gegen sie 10, 16
Auge 74
Ausbildung der Ärzte 376
Ausdrucksbewegungen 314

Bachofen, J. J. 9, 11 f, 253
Baerwald R. 302, 305, 308, 311, 315, 316
Balint, M. 189
Balzac 79
Bardas, W. 69
Baring-Gould 109
Barrès, Maurice 14
Barrie, J. 109
Bastian, A. 228
Batkis 367
Baudouin, Ch. 69, 191
Baum, O. 80
Beaconsfield, Lord 65, 169 f
Beatrice 242 ff
Beethoven 238, 308
Befruchtung 44
Begabung 200, 316
Behaghel 306
Behrendt, R. 134 ff
Beißlust 317
Beham, Hans Sebald 253
Behn-Eschenburg, Gertr. 264
Behn 86
Bekehrung, Christliche 377 f
Belauschungserlebnis 357,370
Berendsohn, W. A. 318
Bergmann-Könitzer 268
Bergmann, W. 82 ff, 85, 86
Bergson 299
Berliner PsA. Institut 37 ff,
Bernanos 172 [190
Bernfeld, S. 40, 69, 91, 228,
Berny, A. 229 [311
Betlheim 73
Bettnässen 370
Betz, W. 299
Bewegung 302 f
Bibliographie, Psa. 67
Bibring, E. 190
Binet, A. 307
Binswanger, L. 78
Bioanalyse 46
Biographik 318, 323
Bisexualität 46, 67, 68
Bismarck 18, 79
Bleuler, E. 90, 376
Blinde, ihre Träume 80
Blut 166
Boccaccio 76
Böcklin 111
Boileau, Abbé 164
Bohm, Ewald 264, 378
Bolschewismus 272 ff
Bonaparte, M. 69, 177, 182,
Booth, J. W. 336 ff [372
Bopp, L. 85
Borel 69
Börne 213
Bourdaloue, L. 227
Bourget, Paul 168
Boyd, Ch. S. 166
Bozzano, E. 81
Brandes, Georg 16
Briand 127
Brill, A. A. 191
Brink, Louise 70, 72
Brock, Erich 373
Brutus 339
Bucharin 358
Budapest 41
Buddha 247, 249, 250
Bülow, H. v. 314
Burkhard, M. 79
Bürokratie 144
Busch, Wilhelm 154 ff, 246, 317, 383

Capus, Alfred 218
Carmen 332
Carus, C. G. 9, 248
Chadwick, M. 116, 275
Charcot 299
Charkow 367
Charisma 140, 145
Chesterfield 227
Childers 113
Chliisten 165
Christus 153, 165, 252
Christentum 8, 89, 270, 377 f
Collins, M. 114
Coitus interruptus 344 ff
Constuet 68
Cordelia 211
Corday, Ch. 333
Coriat, I. 189
Corniolley, H. 154 ff, 383
Creuzer 9
Curel, F. de 309

Dacqué 189 f
Daly, C. D. 228
Dante 235, 242 ff
Darwin 24, 48, 194
Dauthendey 79
Dedekind, K. 381
Dehmel, R. 309
Denken 299 f, 302
Descartes 79 [346
Desexualisierung 238, 245. 346
Destruktionstrieb 166, 316, 347
Deutsch, Helene 189, 190, 263
Deutsche Literatur 172
De Valera 113 f
Dialektik 364
Dichterisches Schaffen 299 ff
Dichtung, Autonomie der 279
Disraeli 65, 169 f
Döblin, Alfred 172, 315
Doheny, M. 106
Don Juan 48
Don Quixote 246
Dostojewski 79, 191, 224, 252, 280
„Drei Frauen“ (Film) 126
Dreyer 122
Drill, R. 184, 277
Dritte, der geschädigte 323
Duhamel, G. 172
Dumas, Sohn 308
Dunnes, J. W. 81
Dürer 79, 191, 253 f, 306
Düring, E. v. 348
Dynastie 147

Eder, M. D. 70, 116, 189
Ehrenfels 376
Eifersucht, Eifersuchtswahn 261, 323
Einfühlung 312, 313
Einstellungen 299
Eitingon, M. 1, 190, 193
Ekel 229
Eleutheropulos 150, 153
Elster, A. 69
Empfängnis 247
Empörung über Fehlurteile
Endlust 239 [117

England 103 ff
Englische Literatur 172
Entblößung und Anspielung
Eisenstein, S. 123 [127 ff
Erasmus von Rotterdam 7
Erde 228 f
Erfolg und Gewissensangst 51 ff
Erhaltung im Psychischen 294 ff
Erleben, motorisches 299 ff
Erlösungsbedürftigkeit 151 f
Erogene Zonen 316
Eros 28, 67; s. auch Plato
Erskine 113
Erziehung 118, 186; E. der Erzieher 266 ff
Ethische Regungen 347 ff
Euphorie 160
Exhibitionismus 167

Falke, Konrad 352
Farben 304
Farbenhören 305
Fascismus 22
Fechner, G. Th. 205, 316, 326, 328
Federn, P. 40, 71, 91, 116, 148, 153, 161, 189, 190, 292
Ferenczi, S. 1, 41, 70, 72, 116, 149, 188, 249, 292
Fehlhandlungen 123
Fehlurteile 117 ff
Feigenbaum, D. 189
Fenichel, O. 189, 190
Film 122 ff
Fisch als Symbol 256
Fitzgerald, V. 106
Fixierung 199, 351
Flach, A. 300
Flagellanten 164
Flake, Otto 277
Flammarion, C. 256
Flatus, infantiles Interesse für 70
Flaubert, G. 79, 306, 308,
Fliess, R. 269, 368 [314
Flügel, J. C. 116, 229
Flournoy, Th. 81
Fontenelle 128
Formlust 312, 316
Fortschritt und Reaktion 6 ff, 12
France, Anatole 132 ff, 168
Frankfurter PsA. Institut 40, 91
Frankreich, PsA. in 90, 278, 354 ff
Französische Literatur 168, 172
Frauengestalten, symbolische 106
Frauenkleidung 129 f
Frazer 204
Freidenker 272 ff
Freud, Anna 40, 189, 190, 379
Freud, Sigm. 1, 24, 27, 37, 39, 42, 45, 48 f, 51, 53, 59 ff, 70 f, 78, 80, 83, 86 ff, 91, 97 ff, 115 f, 118 f, 126 f, 129, 137, 139, 142 f, 147 ff, 153, 160, 166, 172, 174, 178, 183, 194, 196, 207, 211, 214, 218, 223 ff, 228, 238, 248, 260, 268, 270, 276 f, 280, 289 ff, 300, 311, 313, 316, 319, 327 f, 347, 362, 366 ff, 376 f, 381, 383
Freud — sein Antirationalismus 9, 24 ff; und Marx 175, 187, 362 ff; und der Mensch 97; sein „Pansexualismus“ 25, 29; Problem des Kunstwerks bei 197 ff; Religionskritik 90, 187, 273 ff; F. und die Romantik 27; Stellung in der Geistesgeschichte 3 ff; F.-s „Totem und Tabu“ 3 f
Freudismus 362, 366
Freyer, H. 312
Friedländer, A. A. 86
Friedmann 366
Frigidität 49, 263
Fromm, E. 40
Fromm-Reichmann, F. 40
Führer und Masse 134 ff; Abtrünnige als F. 151; Asozialität 150 f; F. und Vaterideal 147
Funktionslust 311

Genuß, ästhetischer 313
Galton 308
Gautier 314
Gebärden 74
Geburtsland 105
Geburtsmythen 110
Geburt und Tod 246 ff
Gedankenschreck 222 f, 226
Gedankentabu 219
Gehorsamsgelübde 165
Geiger, Th. 136, 139, 141, 153
Geist, Verzweiflung am 88
Geistfeindlichkeit 88 ff
Geltungsbedürfnis 338
Gemeinschaftserziehung 268
Genitaltheorie 41
George, Stefan 23, 228
Gerechtigkeitsgefühl 117 ff
Germain 69
Geschlechtsunterschiede 41 ff
Gesellschaft und Verdrängung 135 ff
Gewissensangst 227; und Erfolg 51 ff
Geyer, C. 145, 153
Gibbon 308
Gide, André 172
Giese, F. 186, 234
Gleichen, H. v. 174
Glover, E. 116, 188
Glück 64
Goethe 15, 79, 215, 299, 314, 317, 340
Goitein, P. L. 72
Goncourt, Brüder 168, 306, 314; E. de G. 309
Gorkij 79
Görres, Joseph 9, 14
Gottesvorstellung 90
Grabbe, D. Chr. 290
Graber, G. H. 189, 246
„Gradiva“ von Wilhelm Jensen 207 ff
Graf, M. 69, 70
Grattan 108
Green, G. H. 268
Grillparzer 79, 220, 306, 307
Grimm 9
Groos, K. 311, 313 ff
Gruppe und Masse 144
Guillemin 279
Gulbransson, O. 321
Gurjew, G. A. 272 ff
Güte 48

Haeckel 47
Hafter, E. 177
Hahn, Eduard 228
Halluzinatorische Wunschbefriedigung 43
Hamann 78
Hamlet 201
Hamsun, Knut 318 ff, 324 f
Hand, erogene Handzone
Harfe 112 [317
Harnik, J. 190
Hartwig 275
Hartmann, H. 68, 73, 190
Haß 329 ff
Havelock Ellis 67
Hebbel 65, 79, 304, 305, 308, 335
Hegel 88
Heilpädagogik 281
Heilpern 191
Heilung, psa. und christl. Bekehrung 377 f
Heine 79, 212
Helmholtz 308
Helsingör, Weltkonferenz f. Erneuerung der Erziehung 264 ff, 378 f
Herbart 228, 381
Herbertz, R. 382
Herder 78
Hermann, I. 316 f
Herzberg, O. 326
Hesnard, A. 90
Hermkes 83
Hervey de Saint-Denis 81
Heydenreich 212
Heyse, Paul 317
Historie und Romantik 15
Hitchcock 87
Hitschmann, E. 70, 324 f,
Hitschmann, F. 80 [384
Hirn, Yrjö 299
Hesse, Hermann 172, 280,
Hochfeld, S. 212 [283
Hoffer, W. 189
Hoffmann, E. Th. A. 317
Holbein 253
Homosexueller Typ 149
Honigsheim, P. 227
Hopkins, Prynce 268
Horney, K. 190
Houssaye, A. 309
Huch, Ricarda 250
Huch, Rudolf 309
Hugh Last 294
Hugo, Victor 211
Hume, 326

Husse, L. 86
Husserl, E. 229
Hutchinson 113
Huysmans 134
Hygieneausstellung 368
Hypnose 49, 139, 150
Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen 347 ff

Ibsen 72 f, 309
Ich und Außenwelt 292 f
Ichgefühl 292
Ichidealersetzung 137 f
Identifizierung 138, 149, 165, 252, 313; feminine 263
Ihering 120
Imago 1, 191, 280
Impotenz 72, 156, 260 ff, 263 ff
Infantile Wünsche 202
Inquisition 165
Insel, Inselheimat, Inselcharakter 103 ff
Introversion 199 ff
Inzest, I-motiv 201, 244, 255; s. auch „Ödipuskomplex"
Irland 103 ff
Isaacs, S. 116
Isolde 235 ff, 241
Italienische Literatur 173

Jacoby, H. 69
Jahn, Fr. 212
James-Lange 311
Jean Paul 79
Jeffreys, H. 72
Jegerlehner, J. 256
Jekels, L. 188, 190
Jelliffe, S. E. 2, 70, 72
Jensen, Wilhelm 207 ff
Jenssen, Otto 187
Jezower, I. 79, 256
Joel, E. 368
Jones, E. 2, 70, 103 ff, 116, 188, 190, 275
Journal, International of Psycho-Analysis 2, 191
Joyce, James 172
Jubainville 112
Judith 333
Jugendkunde und PsA. 186, 381
Julius Caesar 338
Jung, C. G. 80, 199, 310, 348
Jungfrau 105 ff
Jungfrau von Orleans 153, 332 f
Jurinetz 365
Justiz 282 f

Kafka 281
Kant 5, 79, 88, 212, 213, 217
Kaplan, Leo 70, 72, 236
Kastration, -angst, -drohung, -komplex 50, 57 f, 131, 156, 223, 227, 263, 320, 322, 324, 350, 372
Katharina von Siena 165
Katholische Lehrerinnen, Protest gegen die „Zeitschrift f. psa. Pädagogik" 187 f
Katholizismus 16, 82, 164 f, 270, 275; siehe auch Christentum
Kautsky, K. 187, 276
Keating, Geoffrey 107
Keller, G. 79, 306, 317
Kekulé, A. v. 301
Kelsen, H. 153
Kerner, Justinus 79
Kevelaar 82 ff
Klages 10, 88
Kielholz 191
Kierkegaard 88 f
Kiessling, A. 282
Killiher 113
Kinderanalyse 264, 266, 379
Kindergarten u. PsA. 264
Kinderzeichnungen 268
Kindheitserinnerungen 351
Kindheitserlebnisse 319, 352
Kleidung 128 ff
Klein, M. 116, 189
Kleist, H. 121, 305
Kleptomanie 168
Koelsch, A. 269
Koffka 328
Kohlbach, R. 275
Kohlhaas, Michael 121
Kohn, Erwin 149, 228
Kollektivbewußtsein 136
Kolnai, A. 135, 153, 229, 270, 361
Komik 160
Kommunismus 358 ff
Konrad von Harburg 165
Kongresse, psa. 193
Konstanzprinzip 328
Kontrollanalyse 40
Konversionshysterie 167
Kopernikus 24
Körner 314
Korsakoff-Krankheit 73
Krankheitsbereitschaft 347
Kraus, Friedrich 87
Krauss, St. 282
Krawatte 126
Kretschmer 328
Krieg 251
Kriminologie 372
Kronfeld, A. 260 ff
Kuh, Emil 308
Kunstgenuß 201, 204, 311
Künstler u. PsA. 280
Künstlerisches Schaffen 299ff
Kunstwerk 197 ff

Laforgue, R. 69, 116, 188, 242, 378
Lagarde, P. 228
Lagerborg, R. 68
Laienanalyse 183
Lal Sarkar, S. 189
Landauer, K. 40, 76, 91
Langbehn 228
Lange-Eichbaum, W. 318
Lassalle 149
Latenter Kunstgenuß 201, 204
Lavater 79
Lazar, E. 282
Lear, König 211
Le Bon, G. 135 f, 138, 140
Lefebvre, der Fall 177 ff, 182, 372
Lehner, F. 168 ff
Lehranalyse 37
Lehreranalyse 266
Lenau 308
Lenin 273, 359 ff
Leonardo da Vinci 202
Lernstörungen 376
Leugnen 382
Levi-Bianchini 191
Levy, Ludwig 229
Levy-Bruhl 74
Lewin, K. 328
Libido 99; -haushalt 260 f; -stauung 235
Lichtenberg 79, 127
Liebe und Haß 329 ff
Liebe und Verzicht 119
Lincoln 336 ff
Lindsey 352
Lindworsky 83
Lipps, Theodor 212, 225
Literatur und PsA. 171
Lloyd George 114, 127
Lombroso 308
Lorand, A. S. 189
Lorenz, Emil 148, 229
Lorm, Hieronymus 61
Low, B. 116
Löwenstein 69
Ludwig, Otto 304 f
Luther 7, 79
Lubitsch, E. 126
Lust an der Form 317
Lust-Ich 292
Lustprinzip 118, 205, 326

Maeder, A. 348
Maeterlinck, M. 81
Magie 275
Malinowski, B. 228
Malouvre 254
Mamlock, G. 182
Man, Henrik de 361
Mann, Thomas 3 ff, 172 ff, 230, 269; Zauberberg 27
Männerbund 228
Männlich und Weiblich 41 ff
Männlichkeitskomplex der Frau 49
Manuel 253
Marc Aurel 32, 270
Marcinowski, J. 71
Marat 333
Martin, L. 310
Marx 88, 359 ff; Marxismus 22, 273 ff, 276, 359 ff; und Freud 175, 187; s. auch Sozialismus.
Masochismus 163 ff, 239
Masse 134 ff; und Gruppe 144; und Menge 142; und Führer 134 ff; ohne Führer 139, 143; M. zu zweien 139; -psychologie 118, 134 ff; -seele 136
Massenprophylaxe 366
Materialismus, historischer 359 ff
Maury 80
Mauriac 172
Maurois, André 168 ff
Maylan, Ch. E. 183, 379 ff
McDougall 136
Medeakomplex 331

Melancholie 84, 306
Meng, H. 2, 91, 186, 188 f, 191, 345, 375 f, 381
Menge und Masse 142
Menschheit, die ganze, als Patient 115 f
Merkel, C. F. 253
Merz, A. L. 268
Meusel, A. 151, 153
Michaelis, E. 68, 348
Michels, R. 153
Mirabeau 152
Mörder, politische 336
Mörike 317
Mondsucht 384
Morselli, E. 68
Motilität, kosmische 313
Motorisches Erleben 299 ff
Mozart 70, 308
Mugnier 134
Müller, A. H. 9
Müller-Braunschweig 86, 189 f
Müller-Freienfels 299, 303, 309, 314
Mund, erogene Mundzone 74, 317
Musik 5, 11, 15, 69 ff, 304 f; und Melancholie 306; Musikalisches im Gedicht 314
Musikkritik 383 f
„Mutter, Die“ (Film) 124 f
Mutter; Trennung von der 235; jungfräuliche 105 f; -kult 355; -hypnose 150; -typus 50; -identifizierung 149; -leibssymbolik, -leibsregression 236, 256
Mythos 202

Nachmannsohn, M. 68, 91, 437 ff
Nacktheit 129 f, 131 f
Napoleon 64
Narzißmus 149, 245, 311
Nase 74
Nationalismus 11
Naturliebe, Naturgefühl [238 f. 312 f
Nernst, W. 247
Nestroy 215
Neurosenprophylaxe 366
Neurosentherapie und Religion 115
Nibelungensage 330
Nietzsche 5 ff, 10 ff, 18 f, 88 f, 163, 172, 248, 307 f, 375, 382
Novalis 15, 28, 78, 163
Nunberg, H. 188, 190
Nutt, A. 112

Oberndorf, C. P. 191
Objektwahl 261
Odier, Ch. 69
Ödipuskomplex 48, 105, 177, 196, 201, 236 f, 240, 255 f, 262 f, 276, 325, 336 f, 354 ff, 362, 369, 372
O'Donnell 107
O'Grady 108
Onanie 165, 188, 371 f
Opfertod 252
Orale Fixierung 351
Orgasmus 260, 346
Oxford; Dictionary 196; psa. Kongreß in 188, 193, [263
Ozeanisches Gefühl 289

Pädagogische Woche in Stuttgart 189
Paneth, L. 382
Panik 143
Pansexualismus 25, 29, 85, 278
Pariser PsA. Gesellschaft 90
Parnell, Ch. St. 113
Pascal 271 f
Passy, I. 307
Paulus 147
Payne, S. 116
Pazzi, Maria-Magdalena 164
Pearse, P. 106
Penisneid 49
Penissymbole 73 ff
Pestalozzi 381
Petrarca 7, 79
Petzoldt, J. 326
Peyrebère-Garry, E. 278
Pfeifer, S. 69, 189
Pfister, O. 68, 71 f, 91, 163, 264 ff, 275, 373 f, 378 f
Pfitzner, Hans 20
Pflastersteinzwang 160
Pflicht 61
Pflug 228 f
Phantasien 198, 203, 310
Pichon, E. 90
Pipal, K. 191
Placzek 279
Plato 67, 99
Plattenlaufen 162
Plutarch 339, 341
Pollitzer, C. 90
Pompeius 340
„Potemkin, Panzerkreuzer“ (Film) 123
Prévost, Marcel 354 ff
Primitive Völker 73 ff
Primitives Seelenleben 4
Prinzhorn 68, 277
Projektion 312
Prophylaxe 86, 115, 366
Proust, Marcel 172
Psychoanalyse
Erlernung 32
und Fürsorgearbeit 381
und Jugendkunde 186, [381
und Literatur 171
und Marxismus 359 ff
und Revolution 23, 31
in Rußland 358 ff
und Schulpsychologie 184
und Seelsorge 90
und Soziologie 134 ff
Psychoanalytisches Institut in Berlin 37, 190; in Frankfurt 40, 91
Psychosynthese 382
Psychotechnik 234
Psychotherapie und Religion [271 f
Pudovkin 124

Radek 358
Radó, S. 1, 190
Rahmer, S. 305
Rank, O. 70, 71, 72, 110, 201, 229, 247, 257
Rassenunterschiede 104 ff
Reaktion; R. u. Fortschritt, u. Revolution, u. Romantik 6 ff, 9, 12, 19 f
Realitätsprinzip 118, 205, 327
Recht, Kampf ums 117 ff
Reformation 16; als Revolution 7
Refrain 315
Regression 321
Reich, W. 71 f, 188 f, 190, 260, 344 ff, 352, 358 ff
Reik, Theodor 51, 69, 80, 115, 127 ff, 182, 191, 212 ff, 228, 275, 352
Reim 312, 315
Reinach, S. 129
Reklame und Erotik 232 ff
Religion 272 ff, 290, 298, 363; und Seelenleiden 82 ff; und Therapie 115, [271 f
Renaissance 7
Rethel 253
Rettungseinstellung 149, 150
Reuter, Gabriele 307
Review, Psychoanalytic 2
Revolution, französische 148
Revolutionarismus Freud's 31, 383
Revue Française de Psychanalyse 2
Ribot 299, 303
Rickman, John 191
Rip van Winkle 338
Rismondo, Piero 172
Riviere 116
Robertson-Smith, R. 48
Robespierre 341
Robitsek, A. 302
Roffenstein, G. 73
Róheim, G. 228
Romantik 11 ff, 79, 240; und Historie 15; und Reaktion 9; revolutionärer Charakter 16; Auffassung des Traumes 78
Romain, Jules 172
Romantische Erscheinung in der Medizin 87
Rops, Felicien 132
Rosenstein 366
Ross, Colin 175
Rousseau 235, 238 ff, 381
Rußland 358 ff
Rhythmus 312, 314

Sachs, Hanns 1, 32 ff, 40, 79, 91, 122 ff, 190, 229, 312
Sadger 71, 116, 191
Sadismus 163 ff, 239, 316 f
Salkind 365
Saphir, M. G. 133, 155
Sapir 362, 365
Schaffen, künstlerisches 197 ff
Scham, Schamhaftigkeit 48, [128 ff
Schaulust 317
Schelven, Th. van 191

Schicksalsforschung, analytische 51 ff
Schilder, P. 188, 300, 328
Schiller, Friedrich 52, 298, [305, 313 f
Schindler, A. 308
Schjelderup, Harald K. 184
Schjelderup, Kristian 163
Schlaf 43
Schlafwagen 166 ff
Schlaraffenland 109
Schlegel, Friedrich 16
Schmidt, Raymund 326
Schmidt, Wera 367
Schmitz, O. A. H. 383
Schmutzer 380 f
Schneider, Ernst 2, 73, 189, 264, 267 f
Schönheit 48, 238, 312
Schopenhauer 7, 18, 80, 88, 283
Schöpferischer Vorgang [299 ff
Schottland 103
Schrecken 49, 221 ff, 226
Schröder, P. 281
Schrötter 73
Schwiegermuttermotiv 182
Schubert 70
Schuldgefühl 51 ff, 61, 115, 223, 249, 252, 382
Schule, PsA. in der 267
Schulpsychologie und PsA. [184
Schulte, J. Chr. 83
Séailles 299
Searl, N. 116, 189
Seelenleiden und Religion 82 ff
Seelsorge 90; u. PsA. 264
Segantini 55
Selbstbestrafung 379
Selbstkastration 165
Selbstverrat 383
Selbstmord 191, 239
Semaschko 358
Seng, H. 271 f
Sex-appeal 232
Sexualleben und Neurosen 344 ff
Sexualität, Versachlichung 175 f
Sexualsymbolik 73 ff, 154 ff, 126, 227
Shakespeare 72, 211 329 ff,
Sharpe, E. 116, 189 [342
Shaw, G. B. 61, 153, 332
Skopzen 165
Stekel 239, 242
Siemens, Werner 308
Siemens, William 308
Sighele, Sc. 136
Silberer, H. 87
Simmel, Ernst 189
Simmel, Georg 136
Sinnlichkeit 50
Sittlichkeit und Triebeinschränkung 30
Sokrates 12, 153
Sophokles 201
Sozialismus 12, 30; Freuds 31; s. auch Marxismus
Soziologie 134 ff
Spaltung des Liebesobjekts
Spencer, H. 326 [322
Spengler 10, 88
Sperber, Alice 244
Sperber, Hans 229
Spiel 205
Spitteler 280
Sprache 229, 317
Stabilitätsprinzip 326 ff
Stael, Mme de 128
Stärcke 116
Staub, H. 117 ff, 181, 282 f,
Stegmann, A. 71 [373, 383
Steiner, Maxim. 189, 263
Sterba, Editha 163
Sterba, Richard 197, 312
Stern, Erich 186
Stern, William 186
Stigmatisation 165
Stöhr, A. 300
Storfer, A. J. 1, 67, 182, 229
Strafe 119, 383
Straße, Zwangsgewohnheiten auf der 160
Strindberg 79
Stumpf 86
Stuttgarter pädagogische Woche 189
Sublimierung 266, 310, 311,
Suggestion 49 [347
Sünde und Sühne 60
Svevo, Italo 170
Swedenborg 79
Swift, E. M. 166
Sydow, E. v. 69, 228, 229
Symbolik 232, 243, 363
Symptomhandlungen 123
Synästhesien 305
Szende, P. 153

Tagträume 198, 268
Talleyrand 128
Teleologie der Art 42
Teller, F 69
Tempelhupfen 160
Tennyson 111
Tissi, S. 73
Tobler, H. 264, 267
Tod 246 ff; Darstellung des T. 253 ff; Todesahnungen 80; Todesphantasien 249; Todestrieb 27 f, 116, 248, 317, 347; Totenkomplex
Totemtheorie 148 [316
Toteninsel 110 f
Trauma der Geburt 250
Traum 15, 76 ff; T. Dantes 243 ff; Traumdeutung 196, 350; Traumsymbolik 73 ff; prophetische Träume 80 ff; T. von Geburt 45, von Rettung aus dem Wasser 45
Traumwandler 384
Trieb, konservativer Natur 28; Triebeinschränkung 30, 118; Triebbefriedigung
Tristan 235 ff [59
Turgeniew 307

Über-Ich 56, 64 f
Übertragung 266
Überraschung, zweifache
Urhaß 251 [212 ff
Urhorde 147
Urszene, s. Belauschungserlebnis

Vaginasymbole 73 ff
Vaihinger, H. 326
Van der Chijs, A. 69
Van Ophuijsen 116
Varendonck, J. 309 f
Vaterbindung, homosexuelle
Vaterhypnose 49, 150 [357
Vaterideal und Führer 147
Vatermoral 8; s. auch Ödipuskomplex
Vater in der Urhorde 147
Verantwortlichkeit 86
Verantwortungslosigkeit der Massenmitglieder 138
Verbrecher 117 ff, 282
Verdrängung 374; und Gesellschaft 135 ff
Verführung 49
Verlockungsprämie 312
Verzicht und Liebe 119
Verzweiflung am Geist 88
Vetter, August 88, 377 f
Vleugels, W. 137, 153
Vierkandt 136
Virgil 196
Vischer, Th. 213
Volk und Arzt 375 f
Vollrath, U. 381
Völkische Idee 11
Voltaire 7, 239
Vorbildlichkeit der Sexualität 48, 53 [316
Vorlust 206, 234, 238, 311,

Wackenroder 14
Wagner, Richard 6, 11, 18, 70, 172, 237
Wahrträume 80, 82
Wälder, R. 72, 173, 189, 190
Walch, A. G. 77
Wales 103
Waschzwang 57
Wasser in Mythen 110
Weber, C. M. v. 308
Weber, F. P. 252, 254
Weber, Max 140, 153
Weiblich und Männlich 41 ff
Weismantel, L. 268
Weiss, Edoardo 71, 191
Weiss, Karl 315
Weltuntergang 251
Wermut, Christian 252
Werfel 229
Wertheimer 328
Werther 239
Westphal, K. 383 f
White, W. A. 2
Wiederholungszwang 327
Wiener PsA. Vereinigung 189
Wiese, L. v. 136, 141, 153
Wieser, F. v. 153
Willensfreiheit 86
Winterstein, A. 69 f, 191, 229, 299 ff, 354 ff

Wirklichkeitssinn 292
Winthuis, I. 73 ff
Wittels, F. 68, 235, 242, 329 ff
Witz 127 ff, 160, 205, 212
Wolfheim, Nelly 264, 368
Wordsworth 110
Wörter, doppelte Bedeutung 74
Wulff, M. 71
Yeats, W. B. 108
Yoga 298
Zärtlichkeit 50 [1, 190
Zeitschr., Internat., f. PsA.
Zeitschriften der PsA. 1
Zeitschrift f. psa. Pädagogik 2, 187, 191
Zenker, G. 81
Zimmermann, J. G. 191
Zoega 9
Zola 168, 309, 331
Zucker, Luise 103
Zufall 53
Zulliger, H. 189, 264, 266 f,
Zunge 74 [347 ff, 379
Zwang, Zwangssymptome, Zwangsgewohnheiten 57, 84, 160
Zweig, Arnold 97, 147, 172
Zweig, Stefan 172, 324
Zweigeschlechterwesen 73 ff

Inhaltsverzeichnis des I. Jahrgangs

Seite

Franz Alexander und *Hugo* Staub: Der Kampf ums Recht 117
Richard Behrendt: Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse 134
Ewald Bohm: Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör 264, 378
Hans Cornioley: Sexualsymbolik in der „Frommen Helene" von Wilhelm Busch 154
Max Eitingon: Ansprache in Oxford 193
S. Ferenczi: Männlich und Weiblich. Psychoanalytische Betrachtungen über die „Genitaltheorie" sowie über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede 41
Sigm. Freud: Das ozeanische Gefühl 289
Gustav Hans Graber: Geburt und Tod 246
Eduard Hitschmann: Knut Hamsun und die Psychoanalyse 318
Wilhelm Jensen († 1911): Drei unveröffentlichte Briefe an S. Freud . . 207
Ernest Jones: Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie 103
Thomas Mann: Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte 3
Wilhelm Reich: Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion . . 358
Theodor Reik: Erfolg und unbewußte Gewissensangst. Zur analytischen Schicksalsforschung 51
— Anspielung und Entblößung 127
— Die zweifache Überraschung 212
Hanns Sachs: Die Erlernung der Psychoanalyse 32
— Zur Psychologie des Films 122
Hugo Staub s. *Franz* Alexander
Editha Sterba: Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße . . . 160
Richard Sterba: Das Problem des Kunstwerks bei Freud 197
A. J. Storfer: Beiträge zur psychoanalytischen Bibliographie (Plato und Freud. Musik. Asthma. Ibsen) 67
Robert Wälder: Sexualsymbolik bei Naturvölkern 73

Alfred Winterstein: Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang 299
— „Eine ganze Nation besessen vom Ödipuskomplex" (Marcel Prévost und die Psychoanalyse) 354
Fritz Wittels: Le grand amour 235
— Große Hasser 329
Hans Zulliger: „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen?" 347
Arnold Zweig: Freud und der Mensch 97
Die Zeitschriften der Psychoanalyse 1
Frankfurter Psychoanalytisches Institut 40
„Die ganze Menschheit als Patient" (Neurosentherapie und Religion) . 115
Askese und Sadomasochismus *(St.)* 163
Psychoanalyse im Schlafwagen *(a. a.)* 166
Zu Freuds Deutung der Cordeliagestalt *(Th. R.)* 211
Ackerbau und Sexualsymbolik *(A. J. St.)* 227
Vom Ekel 229
Erotik und Reklame *(St.)* 232
Psychoanalyse bei psychischer Impotenz *(St.)* 260
„Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns" *(e. st.)* 324
Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse *(A. J. St.)* 326
Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose 344
Psychoanalytische Motive auf einer Hygieneausstellung in Berlin 368

ZUR TRAUMLEHRE

Chi mal ti vuol, mal ti sogna. Ein Traum und seine Deutung im Dekameron *(Karl Landauer)* 76
Eine Traumtheorie von 150 Jahren *(A. J. St.)* 76
Neue Literatur über den Traum: L. Binswanger, Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes — I. Jezower, Das Buch der Träume — W. Achelis, Das Problem des Traumes — Maeterlinck, Die vierte Dimension — G. Zenker, Traumdeutung und Traumforschung *(A. J. St.)* . . 78

AUS DER SCHÖNEN LITERATUR

Fritz Lehner: „Das Pferd und der Faun" (André Maurois) 168
Robert Wälder: „Zeno Cosini" von Italo Svevo 170

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Kevelaar über Psychoanalyse *(A. J. St.)* 82
„Eine romantische Erscheinung in der Medizin" 87
„Eine Geistigkeit, die der Psychoanalyse entgegenarbeitet, statt aus ihr hervorzugehen, hängt fortan in der Luft" 88
Aus Zeitungen und Zeitschriften 90, 381
Thomas Mann „entlarvt" *(A. J. St.)* 174
Die Psychoanalyse verantwortlich für die „Versachlichung der Sexualität, für das Ende der Liebe"? 175

Marie Bonapartes „Fall Lefebvre“ vor dem Katheder. Offener Brief an Prof. Hafter *(A. J. St.)* 177
„Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit“. Maylan: Freuds tragischer Konflikt *(A. J. St.)* 183
Psychoanalyse und Schulpsychologie (Harald K. Schjelderup) *(St.)* 184
Psychoanalyse und Jugendkunde (Erich Stern u. a.) *(St.)* 186
Religionskritik bei Marx und bei Freud 187
„Unerhörter Angriff auf die christliche Sittenordnung“ 187
Zu Thomas Manns psychoanalytischem Manifest 269
Pascal oder Freud? 271
Bolschewistische Kritik an Freud *(St.)* 272
Karl Kautsky und der Ödipuskomplex 276
Otto Flake über Freud 277
„Raubmord Freuds an dem Mutterbegriff! . . . Freud aus der deutschen Familie zu jagen!“ *(St.)* 278
Warnung für junge Dichter 279
Psychoanalysefreie Heilpädagogik 281
„Der moderne Herr Sigmund Freud“ 282
Rechtsanwalt Alsberg über psychoanalytische Kriminologie 372
Aus ihrer Sünden Maienblüte ist die Psychoanalyse schon heraus *(A. J. St.)* . . . 373
Der Gegensatz von Arzt und Volk 375
Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung 377
Nochmals: die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör *(Oskar Pfister)* 378
Eine „Berichtigung“ *(A. J. St.)* 379
Psychoanalyse und Fürsorgearbeit 381

MITTEILUNGEN

Psychoanalytische Veranstaltungen 188
Psychoanalytische Zeitschriften 190

KUNSTBEILAGE

Faksimile der 1. Seite eines Briefes von Wilhelm Jensen an Sigm. Freud. Bildnis von Wilhelm Jensen . . . . . nach Seite 208

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Heft 1 (Mai-Juni 1929) hatte folgenden Inhalt:

Die Zeitschriften der Psychoanalyse

Thomas Mann: Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte

Hanns Sachs: Die Erlernung der Psychoanalyse

Frankfurter Psychoanalytisches Institut

S. Ferenczi: Männlich und Weiblich. Psychoanalytische Betrachtung über die „Genitaltheorie" sowie über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede

Theodor Reik: Erfolg und unbewußte Gewissensangst. Zur analytischen Schicksalsforschung

A. J. Storfer: Beiträge zur psychoanalytischen Bibliographie (Plato und Freud. Musik. Asthma. Ibsen)

Robert Wälder: Sexualsymbolik bei Naturvölkern

ZUR TRAUMLEHRE

Chi mal ti vuol, mal ti sogna. Ein Traum und seine Deutung im Dekameron *(Dr. Karl Landauer)*

Eine Traumtheorie vor 150 Jahren *(A. J. St.)*

Neue Literatur über den Traum: L. Binswanger, Wandlungen in der Auffassung und Deutung des Traumes — I. Jezower, Das Buch der Träume — W. Achelis, Das Problem des Traumes — Maeterlinck, Die vierte Dimension — G. Zenker, Traumdeutung und Traumforschung *(A. J. St.)*

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Kevelaar über Psychoanalyse *(A. J. St.)*

„Eine romantische Erscheinung in der Medizin"

„Eine Geistigkeit, die der Psychoanalyse entgegenarbeitet, statt aus ihr hervorzugehen, hängt fortan in der Luft"

Aus Zeitungen und Zeitschriften

Heft 2 (Juli-August 1929) hatte folgenden Inhalt:

Arnold Zweig: Freud und der Mensch

Ernest Jones: Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie

„Die ganze Menschheit als Patient" (Neurosentherapie und Religion)

Franz Alexander und *Hugo Staub:* Der Kampf ums Recht

Hanns Sachs: Zur Psychologie des Films

Theodor Reik: Anspielung und Entblößung

Richard Behrendt: Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse

Hans Cornioley: Sexualsymbolik in der „Frommen Helene" von Wilhelm Busch

Editha Sterba: Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße

Askese und Sadomasochismus *(St.)*

Psychoanalyse im Schlafwagen *(a. a.)*

AUS DER SCHÖNEN LITERATUR

Fritz Lehner: „Das Pferd und der Faun" (André Maurois)

Robert Wälder: „Zeno Cosini" von Italo Svevo

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Thomas Mann „entlarvt" *(A. J. St.)*

Die Psychoanalyse verantwortlich für die „Versachlichung der Sexualität, für das Ende der Liebe?"

Marie Bonapartes „Fall Lefebvre" vor dem Katheder. Offener Brief an Prof. Hafter *(A. J. St.)*

„Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit". Maylan: Freuds tragischer Konflikt

Psychoanalyse und Schulpsychologie (Harald K. Schjelderup) *(St.)*

Psychoanalyse und Jugendkunde (Erich Stern u. a.)

Religionskritik bei Marx und bei Freud

„Unerhörter Angriff auf die christliche Sittenordnung"

MITTEILUNGEN

Psa. Veranstaltungen — Psa. Zeitschriften

Heft 3 (Sept.-Okt. 1929) hatte folgenden Inhalt:

Max Eitingon: Ansprache in Oxford

Richard Sterba: Das Problem des Kunstwerks bei Freud

Drei unveröffentlichte Briefe von *Wilhelm Jensen* († 1911) an Sigm. Freud

Zu Freuds Deutung der Cordeliagestalt *(Th. R.)*

Theodor Reik: Die zweifache Überraschung

Ackerbau und Sexualsymbolik *(A. J. St.)*

Vom Ekel

Erotik und Reklame *(St.)*

Fritz Wittels: Le grand amour

Gustav Hans Graber: Geburt und Tod

Psychoanalyse bei psychischer Impotenz *(St.)*

Ewald Bohm: Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Zu Thomas Manns psychoanalytischem Manifest

Pascal oder Freud?

Bolschewistische Kritik an Freud

Karl Kautsky und der Ödipuskomplex

Otto Flake über Freud

„Raubmord Freuds an dem Mutterbegriff!"

Warnung für junge Dichter

Psychoanalysefreie Heilpädagogik

„Der moderne Herr Sigmund Freud"

„Die psychoanalytische Bewegung", I. Jg., Heft 4, Nov.—Dez. 1929

Seite

Sigm. Freud: Das ozeanische Gefühl 289
Alfred Winterstein: Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang 299
Eduard Hitschmann: Knut Hamsun und die Psychoanalyse 318
„Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns" *(e. st.)* 324
Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse *(A. J. St.)* 326
Fritz Wittels: Große Hasser 329
Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose 344
Hans Zulliger: „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen" 347
Alfred Winterstein: „Eine ganze Nation besessen vom Ödipuskomplex" (Marcel Prévost und die Psychoanalyse) 354
Wilhelm Reich: Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion 358
Psychoanalytische Motive auf einer Hygieneausstellung in Berlin 368

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE
Rechtsanwalt Alsberg über psychoanalytische Kriminologie 372
Aus ihrer Sünden Maienblüte ist die Psychoanalyse schon heraus *(A. J. St.)* 373
Der Gegensatz von Arzt und Volk 375
Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung 377
Nochmals: die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör *(Oskar Pfister)* 378
Eine „Berichtigung" 379
Psychoanalyse und Fürsorgearbeit 381
Aus Zeitungen und Zeitschriften 381

Register zum I. Jahrgang 385
Inhaltsverzeichnis zum I. Jahrgang 390

Das nächste Heft (Heft 1 des II. Jahrgangs) erscheint Ende Januar 1930